

Kriegsbriefe
eines neutralen Offiziers
Von Karl Müller
Oberst der Schweizer Infanterie



Aus den Tagen des großen Krieges

Kriegsbriefe
eines neutralen Offiziers

1915

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing


Kriegsbriefe
eines neutralen Offiziers

Von
Karl Müller
Oberst der Schweizer Infanterie



1915
Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Druck von Belshagen & Klasing in Bielefeld



Borwort

Ende September 1914 veröffentlichte ich im Berner „Bund“ drei Berichte über meine Beobachtungen auf einer Reise nach Mülhausen und in seine Umgebung. Sie stehen am Anfang dieses Bandes.

Im Oktober reiste ich sodann als Vertreter des Berner „Bund“ und der „Neuen Zürcher Zeitung“ nach Metz, um an einer vom Stellvertretenden Generalstab in Berlin für einige Pressevertreter und Offiziere neutraler Staaten veranstalteten Besichtigungsreise in das lothringische Grenzgebiet teilzunehmen. Vertreten waren die Vereinigten Staaten, Argentinien, Italien, Schweden, Holland und die Schweiz. Von den kriegführenden Staaten war überdies Osterreich-Ungarn durch einen Berichterstatter vertreten. An mehreren Tagen wurden wir in das Kampfgebiet zwischen Mosel und Maas, auf die Schlachtfelder von Longwy, Longuyon und Fillières, nach Montmédy, in die deutschen Stellungen am Rupt de Mad und im Seille-Abschnitt bei Delme geführt. Außer dem vom Stellvertretenden Generalstab in Berlin als Führer beigeordneten Offizier begleitete uns jeden Tag ein mit den Verhältnissen des betreffenden Abschnittes besonders vertrauter, sachkundiger Offizier, der die nötigen Erläuterungen erteilte.

Nach Ablauf der Besichtigungsreise erhielt der schweizerische Berichterstatter vom Großen Hauptquartier die Erlaubnis, seine Tätigkeit im Bereich der im elsass-lothringischen Grenzgebiet operierenden Armee fortzusetzen. Ich nahm mein Standortquartier zunächst in Metz und von Weihnachten an in Straßburg, von wo mir häufig Gelegenheit geboten wurde, die deutsche Kampffront zu besuchen.

Die bis Mitte Februar für die beiden von mir vertretenen Schweizerblätter geschriebenen Berichte über meine Beobachtungen und Eindrücke von der deutschen Kampffront und dem Dienst hinter ihrer Linie erscheinen in diesem Bande gesammelt.

Für das mir von der deutschen Heeresleitung, vom Stellvertretenden Generalstab und vom Armeeoberkommando des elsass-lothringischen und angrenzenden Operationsgebietes geschenkte Vertrauen, für die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit der meine Berichterstattung von den berufenen Offizieren des Armeeoberkommandos und aller von mir besuchten Abschnitte durch Auskünfte, Mitteilungen und Geleite in die Kampflinien in denkbar weitestem Maße erleichtert und unterstützt worden ist, für die lebenswürdige Kameradschaft und überreiche Gastfreundschaft, die ich überall von den deutschen Offizieren in und hinter der Front erfahren habe, sei an dieser Stelle in Ehrerbietung und von ganzem Herzen gedankt.

Straßburg i. G., April 1915.

Karl Müller.



Streifzug in den Sundgau

Beschäftliche Angelegenheiten und der Drang, einmal etwas vom wirklichen Kriegszustande zu sehen, führten mich am 18. September aus der schweizerischen Grenzstadt am Rhein in den Sundgau. Die Durchlaßbestimmungen für den Grenzverkehr sind in der letzten Zeit sehr verschärft worden. Das habe auch ich erfahren. Ausgerüstet mit einem behördlichen Passierschein, meldete ich mich an der Landesgrenze bei St. Ludwig, sicher, damit durchzukommen. Der Passierschein wird aber von dem deutschen Grenzwächter als ungenügend zurückgewiesen. Es fehlt noch die Genehmigung einer andern Amtsstelle. Also: für einmal abgeblitzt! Lehre: Unterschätze nie die Pünktlichkeit und das Pflichtgefühl eines deutschen Beamten. Also zurück in die Stadt und das Versäumte nachgeholt. Einige Stunden später versuche ich den Durchpaß nochmals. Nun geht's. Zu Fuß erreiche ich das langgestreckte St. Ludwig. Der erste militärisch gekleidete Mensch ist ein verwundeter deutscher Infanterist in der grauen Felduniform. Er schlendert, hier und dort freundlich und achtungsvoll begrüßt von einem Bekannten, durch die Dorfstraße. Der

weiße Verband am Kopfe und die käsiggelbe Gesichtsfarbe zeigen, daß seine Wiederherstellung noch nicht vollständig ist. Bald, in wenig Wochen jedenfalls, wird er wieder im Felde stehen . . .

Am alten Bahnhof weht über einem außer Betrieb gesetzten Dienstgebäude die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Diese Sanitätsanstalt scheint aber noch nicht benützt zu sein, weit und breit kein lebendes Wesen. Weiter geht's zum noch unvollendeten neuen Bahnhof. Beim Grenzwachtposten hatte ich erfahren, daß täglich in jeder Richtung vier Züge von St. Ludwig nach Mülhausen und weiter nach Straßburg fahren, je zwei vormittags und nachmittags. Am Schalter teilt man mir mit, daß der nächste Zug in zwei Stunden abfährt. Also zurück ins Dorf und die Zeit genützt. Vor einigen Häusern sitzen ältere beschäftigungslose Einwohner mit mißvergnügten Gesichtern. Junge Leute, aus einem andern Zeitalter geboren und in anderen Verhältnissen aufgewachsen, ziehen mit frohen Mienen durch die Straßen und streben einer neuen saubern Bierkneipe zu. Morgen vielleicht erwartet sie schon der Einberufungsbefehl. Da heißt's, das Heute noch froh genießen.

Militär ist wenig zu sehen in St. Ludwig. Die schwarz-weiß-rote Fahne, die aus einem schönen Gebäude herabhängt, zeigt, daß irgend ein Stab, wohl ein Etappen- oder Territorialkommando, sich hier befindet. Ab und zu sauft ein Landwehr-Radfahrer, den Karabiner um-

gehängt, mit einer Meldung vorbei. Alle tragen die feldgraue Uniform.

Ich trete in die Bierwirtschaft ein, in die ich vorhin die jungen Burschen habe verschwinden sehen. Drinnen sitzen einige Soldaten. Ein blutjunger baumlanger Kerl, mit ausgesprochener Basler Mundart, erhebt sich — es will nicht enden, bis die Hünengestalt sich emporgerect — und verläßt nach einigen Worten mit seinen Kameraden den Raum. Ein Kriegsfreiwilliger? Es ist zu glauben. Denn der Bursche zählt gewiß noch keine zwanzig Jahre.

Ein Radfahrer unterhält sich längere Zeit mit einem älteren Unteroffizier, der eine überaus schmutze Friedensuniform trägt, also nicht mehr an die Front muß. Nachdem sich der Unteroffizier endlich entfernt hat, setze ich mich, in der Hoffnung, etwas aus dem Kriegsleben zu erfahren, zu dem Landwehr-Radfahrer hin, der auf der Achselklappe die Nummer 109 trägt, die Nummer also des Landwehr-Infanterieregiments, das bei Tagsdorf gefochten hat. Die angebotene Zigarre wird gerne angenommen, der Mann wird bald zutraulich, zeigt mir sein Taschenbuch, worin er zur Erinnerung in späteren Zeiten die Kriegsbegebenheiten einträgt, an denen er teilgehabt hat. Als erste Notiz lese ich: „Gefecht bei Tagsdorf, 18./19. August.“ Dann folgen verschiedene Scharmüzel mit französischen Kavallerie- und Infanteriepatrouillen. Dem Landwehrregiment 109, dem das Radfahrer-Detache-

ment meines Landwehrmannes zugeteilt war, war kein einziger Reiter abgegeben worden. Die Radfahrer besorgen da nicht nur den Meldedienst, sondern auch den Aufklärungsdienst. Kommt es zum Infanteriegefecht, so rücken die Radfahrer ohne weiteres in die Schützenlinie und fechten als Infanteristen.

Die Sprache meines neuen Kameraden verrät den Badener, als den er sich auch zu erkennen gibt. Sein Vater, der noch lebt, hat den Krieg von 1870/71 mitgemacht. Von seinen bisherigen Feldzugserlebnissen spricht mein Landwehrmann in ungekünstelten Worten, wie von einem Friedensdienst, ohne Aufhebens zu machen. Bei Tagisdorf, so vertraut er mir an, ging's ganz genau so zu wie bei einem Manöver, das wir vor einigen Jahren an Ort und Stelle gemacht haben. Freudig teilt er mir mit, daß sein Regiment schon sechs Eiserne Kreuze erhalten hat, davon sind vier auf seine Kompanie gefallen. „Wenn wir Deutschen nur fest zusammenhalten, dann wird's schon gut gehen. Man sagt zwar, viele Hunde sind des Hasen Tod, aber wir Deutschen sind halt keine Hasen.“ Mit diesen Worten reicht er mir zum Abschied die breite, rauhe, schwielige Hand, die den Arbeiter kennzeichnet.

Beinahe hätte ich über dem Gespräch den Zug versäumt. Am Bahnhof steht eine Abteilung Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die einen Trupp junger, frisch eingezogener Burschen in einen Richtung Hünningen bereitstehenden Zug

verladen, der bald abfährt. Wohin? Vielleicht nach Freiburg oder Rastatt. In einigen Wochen werden auch sie im Felde stehen.

Auf dem Bahnsteig schreitet vor unserem Zuge ein älterer Hauptmann, fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt, auf und ab, ein Rechte von Gestalt, vom obern Rand des linken Ohrs bis zum Kinn hinunter zieht sich eine Linie, die den alten Studenten kennzeichnet. In seinem strengen Gesicht spielt und zuckt etwas wie schlechte Laune. Mir ist's, ich läse darin den inneren Grimm darüber, daß er über das Alter hinaus ist, das ihn in seinem Grade an die Front gerufen hätte, und daß er jetzt hinter der Linie im Etappendienst steht. Wohl mancher Offizier teilt seine Gefühle. Aber auch der Dienst hinter der Linie verlangt tüchtige Leute und hat seinen Anteil an Sieg oder Niederlage eines Heeres.

Der Zug nach Mülhausen steht endlich mit erheblicher Verspätung zur Abfahrt bereit. In unser Abteil tritt ein junger, blasser Einjährig-Freiwilliger der Infanterie, von überaus bescheidenem Auftreten. Er hat hellblaue Augen, wachsbondes Haar, ein feines schmales Gesicht, über den Lippen sproßt, kaum sichtbar, der erste zarte Flaum. Er trägt den linken Arm in der Binde. Ein Gewehr-
geschöß hat den Arm im Gefecht bei Habsheim-
Rixheim glatt durchgeschlagen, wie er auf Be-
fragen schlicht erzählt. Im Vorüberfahren weist er uns die Stellungen der Franzosen, die noch durch niedergehauene Bäume und Schützengräben

bezeichnet sind, und die Angriffsrichtung der Deutschen aus dem Hardtwald über den Exerzierplatz und von der Napoleonsinsel her gegen Kirheim und Habsheim. Auf der Station Habsheim zeigt ein Lattenzaun große Lücken. Hier haben sich die Deutschen mit Kolbenstößen Durchgang verschafft.

Unser Einjähriger rühmt das Verbandzeug, das jeder deutsche Soldat mit sich trägt, um sich bei Verwundung die erste Hilfe selbst zu leisten, besonders um durch rasche Unterbindung der Adern den Bluterguß zu stillen. Ohne das wäre er vielleicht verblutet oder jedenfalls stark geschwächt worden. Er ist nun aus dem Feldlazarett, wo er mehrere Wochen gelegen, entlassen und hat Urlaub erhalten, um sich zu Hause ausheilen zu lassen. Die Ausschußwunde ist schon zugeheilt, nur die Einschußwunde eitert noch. Der Einjährige berichtet von wunderbaren Heilungen, die er bei anderen Soldaten gesehen. Einer, der einen Schuß durchs Schulterblatt, einen zweiten durch den Arm, einen dritten in den Bauch erhalten, ist schon wieder hergestellt und kann bald wieder an die Front. Einem anderen ist die Hand durch einen Graaatsplitter mitten durchgeschlagen worden, die Wunde ist schon geheilt.

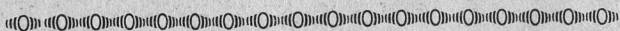
Mülhausen! Unser Einjähriger reist weiter, heute noch bis Straßburg, morgen in die Heimat seiner Lieben, ins Hessenland, in die Pfalz oder ins Rheinland. Sein Hauptmann hat ihm schon geschrieben, er möchte bald zur Kompanie zurückkommen . . .

Aussteigen! Es geht gegen sechs Uhr abends. Auf dem Bahnhofplatz, dem Platze vor dem Postamt und in den angrenzenden Straßen steht viel Volk, das sich lebhaft unterhält. Bald erhalte ich die Erklärung für die auffällige Bewegung: Bum — bum — bum dröhnt es in unregelmäßigen Zwischenräumen von Westen her. Kanonendonner! Aus einer Gruppe französischsprechender Bürger höre ich die Worte: Entendez, ceia s'approche. Es ist aber nichts mit dem approchement. Bald nachher verstummt der Kanonendonner gänzlich. Es waren die letzten Grüße einer deutschen Batterie in einem Artillerieduell, das sich, wie ich später vernehme, während des ganzen Nachmittags in der Gegend von Niedermorschweiler, Heimsbrunn, Bernweiler, Galsingen, etwa zehn bis fünfzehn Kilometer westlich Mülhausen abgespielt hatte. Das militärische Stadtkommando von Mülhausen hatte etwa 300 Arbeitslose unter militärischer Bedeckung in jene Gegend abgeschickt, zur Ausführung von Erdbefestigungen. Die Franzosen stürzten diese Arbeiten durch einen plötzlichen, überfallartigen Vorstoß aus dem von ihnen immer noch besetzten Grenzgebiet. Die Erdarbeiten mußten, da die deutschen Streitkräfte den französischen an Zahl in keiner Weise gewachsen waren, schleunig eingestellt werden, worauf die Franzosen sich wieder zurückzogen. Tote oder Verwundete hat es unter den zu den Befestigungsarbeiten kommandierten Arbeitern, soviel ich erfahren konnte, nicht gegeben,

obwohl die Granaten ganz plötzlich vor und hinter ihrer Linie einschlugen. Der Rückzug der Arbeiter soll allerdings fluchtartig gewesen und ihre Lust zu weiterer derartiger Verwendung sehr herabgestimmt worden sein. Was nicht zu verwundern ist.

Im übrigen bietet Mülhausen, abgesehen von den Zerstörungen an der Basler Straße, die von der Kanonade vom 18./19. August herühren, einen recht friedlichen Anblick. Der Verkehr auf den Hauptstraßen und -Plätzen ist viel belebter als in Bern. Vor dem Stadtkommando, wo die Reichsfahne herabhängt, ist ein stetes Kommen und Gehen von Offizieren und Bürgerseuten, die dort ihre Passierscheine zur Durchsicht und Abstempelung abgeben müssen. Vor den Amtsgebäuden stehen Landsturm-Schildwachen, die ihren Dienst geräuschlos tun und auf Befragen kurzen aber freundlichen Bescheid geben. Die Wirtschaften sind ordentlich besucht. Im Wirtschaftsraume des Gasthofes, wo ich Quartier bezogen habe, verkehren besonders viele Unteroffiziere verschiedener Dienstzweige, auch militärische Hilfsärzte, am linken Arm die weiße Binde mit dem roten Kreuz, ältere Kliniker, die ihre Staatsprüfung noch nicht bestanden und daher den Offizierscharakter noch nicht erhalten haben. Mit einem ehrsamem älteren Bürger, der sich an den gleichen Tisch mit mir gesetzt, knüpfe ich ein Gespräch an. Es ist ein Badener, der hier geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen

hat. Sein einziger Sohn, dem er sein Geschäft vor einiger Zeit abgetreten hat, steht als Reserveleutnant im Felde, so daß es nun der Vater wieder führen muß. „Anfänglich,“ so berichtet er, „waren wir immer unruhig und besorgt um ihn, jetzt hat man sich schon dran gewöhnt. Wenn er nicht wiederkehrt, so ist's halt ein Opfer fürs Vaterland.“ Das sagt er, scheinbar ohne innere Bewegung, und mit einer Ruhe, die ergreifender wirkt als jede Klage.



Auf den Schlachtfeldern von Mülhausen

I

In der Umgebung von Mülhausen haben um die Mitte August wiederholt hitzige Gefechte getobt: erstmals, als die Deutschen durch ihren Vorstoß am 9. und 10. August die Franzosen aus dem von ihnen am 8. August kampflos besetzten Mülhausen heraus- und über Dammerkirch und Altkirch in das Grenzgebiet von Belfort zurückwarfen; zum zweiten Male, als die Franzosen in den Tagen vom 17. bis zum 20. August neuerdings, diesmal mit bedeutend stärkeren Kräften, von Belfort her ins Oberelsaß vorrückten, Mülhausen abermals besetzten und die schwachen deutschen Deckungstruppen nach tapferer, verlustreicher Gegenwehr bei Dornach, Altkirch und Tagzdorf hinter die Ill zurückdrängten. Als Zweck der ersten Besetzung Mülhausens wurde

zuerst französischerseits die Zerstörung des dortigen Informationszentrums angegeben. Eine spätere Havasmitteilung des französischen Kriegsministeriums bezeichnete dagegen als „erstes Ziel“, daß sich die Franzosen im Oberelsaß gesetzt hätten: die Deutschen über das Rheinufer zurückzuwerfen und die Rheinbrückenköpfe zu besetzen. Das war, entgegen der Havasmeldung, nicht gelungen. Die Proklamation des Generals Joffre beim Übertritt der ersten französischen Truppen auf elsäsisches Gebiet und die Glückwunschedepesche des damaligen französischen Kriegsministers bewiesen, daß jedenfalls politische Beweggründe bei dieser militärischen Handlung mitgespielt hatten. Ob und in welchem Maße das auch beim zweiten Vorstoß ins Oberelsaß der Fall und welches dessen militärisches Ziel gewesen, ist auch heute noch unklar und wird wohl erst in späterer Zeit erkennbar sein. Am 22. August bezeichnete das französische Kriegsministerium in seiner Mitteilung an die Presse die zweite Besetzung Mülhausens als „großen Erfolg“. Am 26. August begründete dasselbe Ministerium die zweite, freiwillig erfolgte Räumung Mülhausens durch die Franzosen kurz und klar mit den Worten: „Der Generalissimus, welcher an der Maas alle Truppen nötig hat, befahl, nach und nach das besetzte Oberelsaß zu räumen. Mülhausen ist schon geräumt worden.“

Die Deutschen hatten Mülhausen am 17. August wieder geräumt und besetzten es neuerdings

mit schwachen Kräften nach dem zweiten Abzug der Franzosen.

Dieser kurze Rückblick auf die kriegerischen Vorfälle um Mülhausen schien mir zweckmäßig zu sein zum besseren Verständnis des nachfolgenden Berichtes über einen Rundgang, den ich in den letzten Septembertagen über die Schlachtfelder von Mülhausen gemacht habe.

☒

☒

☒

Die Mülhauser Straßenbahn führte mich an einem Vormittag nach dem viel genannten Vortort Burzweiler. Eine Basler Kriegskorrespondenz hatte, auf Grund von Erzählungen, die von Mund zu Mund, von Mülhausen bis an die Schweizergrenze weitergetragen worden waren, Mitte August gemeldet, Burzweiler sei „dem Erdboden gleichgemacht“. Das ist nun eine der Übertreibungen, die in Kriegs- und Friedenszeiten beliebt sind bei den leider nicht allzu seltenen Leuten, die gerne in Unglücksnachrichten schwelgen. Die Wahrheit von dem Zustand des Dorfes ist immer noch schlimm genug.

Am 9. August war's, im Nachtgefecht. An der Doller, in Lutterbach und Pfastatt (nordwestlich Mülhausen) lagen die Franzosen. Der Angriff des rechten Flügels der Deutschen entwickelte sich aus dem Hardtwald und von der Napoleonsinsel her über Sausheim, Modenheim und Illzach. In Burzweiler fand der Hauptzusammenstoß statt.

Gleich bei der Endstelle der Straßenbahn beginnt das Bild der Zerstörung. Eine Brandruine starrt mir entgegen. Einige Schritte weiter. Ganze Reihen von Häusern rechts und links der Straße liegen in Schutt und Asche. Die Ziegelei und ein neues großes Fabrikgebäude, dessen Besitzer, wie man mir erzählt, als deutscher Offizier im Felde steht, liegen größtenteils in Trümmern. Bekanntlich sollen in Burzweiler deutsche Soldaten aus den Häusern beschossen worden sein. Zur Strafe dafür wurden die betreffenden Gebäude niedergebrannt. Auffallenderweise stehen mitten im abgebrannten Quartier einzelne Häuser oder ganze Häusergruppen völlig unversehrt da, was darauf schließen läßt, daß nicht wahllos niedergebrannt wurde. Mich reizt es zu erfahren, was die Dorfbewohner sagen. Da kommen einige Dorfkinder, lustig plaudernd, aus der Schule. Ich frage sie nach der Ursache der Zerstörung der nächsten Häuser. „Anzündet hän sie's.“ — „Ja, wer denn?“ „Die Ditsche.“ „Warum denn?“ Verlegenes Schweigen. „Ist vielleicht d'raus geschossen worden?“ „Nei, nei!“ schallt's mir im Chor entgegen, „niemed het g'schosse.“ Ein Mensch mit unheimlich flackernden, haßerfüllten Augen macht sich, wie er meine Teilnahme für das Schicksal des Dorfes bemerkt, an mich heran und fängt sogleich, heftig gestikulierend, zu erzählen an. Zur nahen Kirche führt er mich, wo an einer Ecke drei frische Grabhügel aufgeworfen sind. „Da liegen sie, mein Schwager und sein neunzehnjähriger Sohn

und noch ein Bürger; die haben's erschossen, weil sie jagten, sie hätten aus den Häusern geschossen. S'ist aber nit wahr g'wesn."

Wer will da die Wahrheit ergründen? Wer will es den Leuten verdenken, die für die Unschuld ihrer Angehörigen, ihrer Dorfgenossen eintreten und mit aller Bestimmtheit verbürgen, auch was sie nicht mit eigenen Augen gesehen haben? Und wer will anderseits die Krieger verurteilen, die ihr Leben fürs Vaterland einsetzen, wenn sie sich hinterrücks überfallen, dem feigen Meuchelmorde ausgesetzt sehen oder auch nur glauben, und in der wahnwitzigen Wut, die der mörderische Kampf des Nachtgefechts auslöst, der Schuldigen oder Schuldiggeglaubten kurzerhand niederstrecken? Das ist der Krieg, der hüben und drüben Unschuldige hinmählt und die größten Schuldigen, in weiter, weiter Ferne, wo sie sicher geborgen sind, verschont. Das ist der Krieg, der große Kampf um das Dasein eines Volkes, in dem das Einzelwesen nichts, das große Ziel der Gesamtheit alles ist. Das ist der Krieg, der die Not gebiert, die kein Gebot kennt.

Der Burzweiler Bürger erzählt mir weiter, wie die Dorfbewohner auf dem Schulhaushof zusammengeführt und mit „Hände hoch“ durchsucht wurden. Er zeigt mir die Stellen, wo das Dorfgefecht gewütet, die Felder und Äcker, wo die meisten Toten lagen, so daß ich mir ein Bild von den Gefechtsstellungen machen kann. Dann führt er mich zum Massengrab, das unweit

der Kirche liegt. Achtundsechzig Krieger liegen hier begraben, sechs Deutsche, die andern Franzosen. Verwelkte Kränze und Blumen und einige Kreuzlein aus Holz sind vorläufig ihr Schmuck.

Ein einsamer Waldweg führt mich nach Illzach, das in Zeitungsberichten ebenfalls als halbzerstört und verwüstet dargestellt wurde und doch das Bild des tiefsten Friedens bietet. Nur daß auf dem ersten Hause linker Hand die Fahne mit dem roten Kreuz weht. Nicht einmal ein Wachtposten ist zu sehen. Das Dorf ist, soweit ich es selbst feststellen kann und wie mir auf Befragen bestätigt wird, völlig unversehrt geblieben. Drüben in Ringersheim, dessen Kirche herübergrüßt, raucht ein Fabriksschlot, zum Zeichen, daß das wirtschaftliche Leben sogar in dieser schon zweimal vom Kriege überzogenen Gegend nicht völlig unterbunden ist.

Außerhalb des Dorfes gegen Modenheim zu erblicke ich bald, rechts und links der Straße, zum Freimachen des Schußfeldes gefälltte Bäume und in Stoppeläckern und grünen Wiesen flüchtig aufgeworfene Schützengräben für kniende Schützen. Sie sind nach ihrer Schußrichtung und nach der Sachlage von den Vorposten der Franzosen bei ihrem zweiten Einfall erstellt worden.

An der Illbrücke zwischen Illzach und Modenheim steht ein Landsturm-Doppelposten, jenseits erblicke ich ein neues Massengrab. Die Schildwache läßt mich auf Vorweisung meines Passier-

scheines ohne weiteres die Brücke überschreiten und die Gräber besuchen; es sind zwei lange Reihen, eine Reihe birgt die Deutschen, die andere die Franzosen. Über hundertundzwanzig Brave liegen hier im kühlen Schoß der Erde. Auch diese Gräber sind mit Kreuzen einfachster Art, mit Kränzen und Blumen geschmückt, die französischen fast reicher als die deutschen. Eine Kreuzstange auf dem Franzosengrab zeigt die verblichenen Farben blau=weiß=rot. Einige Schritte abseits ist eine Gruppe von Offiziersgräbern, acht deutsche und fünf französische Offiziere liegen hier friedlich nebeneinander; fast jedes Grab trägt den Namen, einige auch die Einteilung der Gefallenen. Von den Deutschen ist einer Generalmajor, drei sind Hauptleute, die übrigen Leutnants gewesen, alle von den Infanterieregimentern 169 und 170. Von den Franzosen waren zwei Hauptleute, drei Leutnants. Ein französisches Hauptmannsgrab trägt auf dem Kreuz außer dem Namen des Gefallenen die Widmung des Freundes, der das Kreuz und das blau=weiß=rote Band gestiftet, das am Kranze befestigt ist. Ein deutsches Grab, das mit einem etwas kunstvolleren Kreuze geschmückt ist, trägt die Inschrift:

Generalmajor v. Koschenbahr
 Kommandeur der 84. Inf.=Brig.
 Gefallen Mülhausen G.
 9. August 1914.

In Modenheim sind zum Freimachen des Schußfeldes ganze Obstgärten umgeschlagen. Sonst

ist auch diese Ortschaft unversehrt. Am Ende des Dorfes aber, an der Straßenkreuzung Modenheim-Sausheim-Mülhausen steht die Ruine eines ausgebrannten Wirtshauses, das auf der einen Wand die Aufschrift trägt Brauerei Lasser, Lörrach, und neben dem Eingang zur Wirtschaft die Worte: Inhaber Michel Litt, Telephon 1555. Auch dieses Haus ging in der Schreckensnacht vom 9. August in Flammen auf. Der Inhaber der Wirtschaft wurde, weil daraus gefeuert worden sein soll, zum Verhör abgeführt; seinen Knecht, der sich in der Trunkenheit wehrte, mitzugehen, habe man am Morgen erschossen an der Straße gefunden. So erzählt mir auf Befragen ein Bürger, der mit einem Karren von Mülhausen nach Sausheim fährt. Drüben, jenseits der Straße, etwa hundert Meter Mülhausen zu, liegt ein großes landwirtschaftliches Gehöft in Schutt und Trümmern. Dreizehn Kühe seien bei dem Brande zugrunde gegangen. Gegenüber dem abgebrannten Wirtshaus liegt ein parkähnliches Gebüsch. Abgebrochene Zweige, Überreste von Stroh und kaum mehr sichtbare Brandstellen zeigen, daß hier eine französische Feldwache zur Sicherung und Beobachtung gegen die Napoleonsinsel und den Hardtwald zu, bivouakiert hat. Nahe dabei, längs der Straße nach Sausheim erblickt man noch die schon wieder ausgebesserten Spuren von Schießscharten, welche die Franzosen in die Umfassungsmauer eines großen Gutes hart über dem Boden gebohrt hatten, um von da aus gedeckt

das offene Feld gegen die Napoleonsinsel bestreichen zu können. Am Wege von Modenheim nach der Napoleonsinsel liegt auf dem offenen Felde noch eine weitere Brandstätte. Auch drüben im nahen Sausheim sind zwei Häuser in Flammen aufgegangen. Kurz vor der Napoleonsinsel ruht, hart am Straßenrand, eine Kompanie in Marschkolonne, die Gewehre zusammengestellt, die Leute fröhlich plaudernd, die Offiziere in einer Gruppe beisammenstehend, ein Bild des Friedensdienstes. Die Leute tragen die blaue Friedensuniform, es sind also Ersatzmannschaften, die zur Ausbildung auf einer Übung begriffen sind. Wann werden sie vor dem Feinde stehen?

Der Landsturm-Wachtposten an der Brücke über den Rhein-Rhone-Kanal besichtigt meinen Passierschein und gibt mich frei. So stehe ich nun vor der vielgenannten Napoleonsinsel, wo der Hüningerkanal in den Rhein-Rhone-Kanal mündet, und die Straßen Basel-Kolmar und Mühlhausen-Neuenburg-Müllheim sich kreuzen, dicht am Hardtwald gelegen, fünf Kilometer nordöstlich vom Bahnhof Mühlhausen. An der Straße nach Rixheim, wohin ich jetzt strebe, liegt, gleich jenseits des Bahndammes der Linie Müllheim-Neuenburg-Mühlhausen ein einzelstehendes Haus, eine einfache Arbeiterkneipe. Da mein Magen mich mahnt, daß die Mittagsstunde vorüber ist, trete ich ein, um eine Erfrischung zu genießen und gerate mitten unter die Soldaten, von denen der kleine Raum gesteckt voll ist. Es

sind Leute verschiedener Waffengattungen und Altersklassen; an einem Tische sitzen die Unteroffiziere, ausnahmslos flotte Gestalten, in einer Ecke einige Bürgersleute. Ich setze mich grüßend an den ersten besten Tisch, wo ein Platz frei ist, und komme bald ins Gespräch mit meinen Nachbarn, denen ich, nachdem das Eis gebrochen und ein Gespräch angeknüpft ist, eine gewaltige Freude mache mit einigen elsässischen und badischen Zeitungen, die ich auf meinen Streifzügen immer mit mir führe. Zeitungen gehören nebst Rauchsachen zu den beliebtesten Soldatengeschenken. Denn sie sind gar so selten im Felde. Aber was ist das? Rechts oben an der südlichen, gegen Kirchheim gerichteten Schmalseite des Raumes erblicke ich in der Wand ein großes, fast kreisrundes Loch, das von einer französischen Granate geschlagen worden ist. Die Deutschen wurden hier auf ihrem Rückzug in den Hardtwald im zweiten Gefecht bei Mülhausen von den Höhen bei Rixdorf von französischer Artillerie beschossen.

Meine Tischgenossen sind ältere Leute, Landwehr zweiten Aufgebots, alle gut gebaut und von intelligentem Aussehen. Sie gehören einer technischen Waffe an und sind anscheinend zu Wiederherstellungsarbeiten hierher kommandiert. Es sind fast lauter Süddeutsche, Badener, Württemberger, Pfälzer und einige Rheinländer. Sie rühmen die gute Kameradschaft in der Einheit und das schöne Verhältnis zu ihren Vorgesetzten.

Unter den gemeinen Soldaten befinden sich manche Leute von hohem Bildungsgrad, Ingenieure, Architekten, Werkführer, Monteure usw. Mein mitteilbarer Nachbar zur Rechten ist ein Bursche von untersehter, kräftiger Gestalt, wasserblauen Augen, rötlich-blondem Haar und Schnurrbart. Er trägt auf seinen breiten Schultern einen echten Alemannenschädel: er könnte ein Emmentaler oder Ronolfinger sein, gibt sich aber als Sohn des Schwarzwaldes zu erkennen. Er stammt aus einer Bauernfamilie des Säckingeramtes. Da er mehrere Brüder und Schwestern hat und der Hof des Vaters nicht alle ernährt, hat er das Bauhandwerk erlernt und ist auf seinen Wanderfahrten auch in die Schweiz gekommen. In Worb bei Bern hat er längere Zeit in einem bekannten Geschäft gearbeitet. Dann ist er fortgezogen und hat zu seiner weiteren Ausbildung die technische Mittelschule zu Karlsruhe besucht und da die Staatsprüfung bestanden. Er erzählt, wie schwer diese Prüfung ist, wie er hat oxsen und schwißen müssen. Jetzt stand er bis zum Kriegsausbruch als Bauführer in guter Stellung in einem angesehenen Privatgeschäft. Ein Leben voll Fleiß und Arbeit und pflichteifrigem Streben. Eine höchst einfache, alltägliche Geschichte. Ein Schulbeispiel für Tausende. Es gibt die Erklärung für den wunderbaren wirtschaftlichen Aufschwung und Wohlstand des deutschen Volkes, um den es nun einen Lebenskampf kämpft.

II

Auf schnurgerader und vortrefflich unterhaltener Landstraße — Chaussee sagt man noch bei den Deutschen — gelangt ein rüstiger Wanderer in einer halben Stunde von der Napoleonsinsel, wo ich mich bei den Soldaten verweilt, nach dem Dorfe Rixheim, hinter dem sich ein sanfter Höhenrücken südwestwärts hinzieht. Vor dem Bürgermeisteramt ist noch der Aufruf des Kaisers an das deutsche Volk vom 6. August angeschlagen, dicht daneben hängt eine Bekanntmachung des Bezirkskommandos von Mülhausen vom 12. August, die jedem Hausherrn sofortiges Erschießen androht, der einen Franzosen, sei es in Uniform oder in Zivil, beherbergt, ohne Anzeige an die Behörde zu machen. Der Erlaß stammt, wie das Datum zeigt, aus den Tagen nach den ersten Gefechten bei Mülhausen vom 9. und 10. August, mit ihren Vorgängen in Burzweiler, bei Modenheim und Sausheim.

Auf einem einsamen Feldwege erreiche ich die Anhöhe und gelange bei einer einsamen Schenke auf die Straße, die von Eschenzweiler über Zimmersheim nach Mülhausen führt. Vor mir liegt nach der Karte der Schoffberg, der von einem ausgedehnten Walde gekrönt ist. Oberhalb Rixheim war schon im Gefecht vom 9./10. August die Artilleriestellung der Franzosen. Auf den Höhen zwischen Rixheim und Mülhausen lagen

sie nach der zweiten Besetzung von Mülhausen, die am 18. August erfolgte, mehrere Tage lang und legten Feldbefestigungen an, die bei meinem Besuche am 19. September, wenn auch schadhast geworden, noch deutlich sichtbar sind. Die Höhen wurden besetzt mit gut verkleideten Batterie-Schanzen, an den Hängen hat sich die Infanterie eingeschnitten, meistens zweckmäßig und geschickt, doch nicht überall. Einzelne Schützengräben weisen wenig Schußfeld auf, und das Feuer aus ihnen kann bis auf kurze Entfernung unterlaufen werden. Viel Arbeit haben die Franzosen auch hier auf das Freimachen des Schußfeldes verwendet. Lange Reihen von Nuß- und Obstbäumen und ganze Waldstreifen wurden umgelegt. Die Verschanzungen zogen sich auf diesem Flügel der Stellung von Habsheim über den Zimmersheimer Küstel und die Rixheimer Höhen bis gegen Riedisheim. Ein Bauer, der sich im Walde mit Zurüsten des ihm ohne sein Zutun geschlagenen Holzes zu schaffen macht, erzählt mir, wie ihm und den anderen Landbesitzern von den Franzosen strengstens verboten war, während der Anwesenheit der französischen Truppen ihre Waldungen und Felder zu betreten. In mehreren stark gelichteten kleinen Erlen- und Akazien-Gehölzen sind die Spuren der französischen Bivaks noch jetzt deutlich sichtbar: zusammengefallene Laubzelte und Windschirme aus Laubwerk, Feuerstellen, Konservenbüchsen u. dgl. Ein das Vorgebiet beherrschendes, auf einer vorspringenden

Nase gelegenes solches Gehölz ist besonders sorgfältig zu einem Stützpunkt und zugleich zur Unterkunft eingerichtet worden: Hinter dem Rande des Wäldchens feindwärts ein starker Schützengraben, der mit einem Gerüste aus Zaunpfählen, Rebstöcken und Latten gedeckt ist, das Gerüst verkleidet mit Zweigen und Blätterwerk, zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Das Innere des Wäldchens häuslich als Bivak eingerichtet. Die Franzosen hatten anscheinend hier einen neuen Angriff der Deutschen erwartet, zogen dann aber am 23. oder 24. August freiwillig wieder ab, worauf die Deutschen Mühlhausen wieder besetzten. Jetzt sind die Verschanzungen schon halb verfallen, in den Grabensohlen ist frisches Grün gewachsen, und die Schutzgerüste sind zum Teil schon eingestürzt . . .

Im Weiterschreiten erblicke ich mitten in einer Wiese zwei weggeworfene Zwiłhtaschen mit abgeschnittenen Lederriemen. Auf der einen Tasche steht ziemlich deutlich der Stempel zu lesen:

133^e de L

Es waren also Mannschaften vom 133. französischen Linienregiment, die hier gelagert haben. Dieses Regiment gehörte zum VII. Armeekorps (41. Inf.-Division), das zu jener Zeit in dieser Gegend operierte.

Nicht weit davon entdeckte ich die Überreste einer weiteren Zwiłhtasche, gestempelt mit den Zeichen:

35-11-15 ESC
 ELIGERT
 8274

abgeriffen

Der Inhaber gehörte zum 35. Infanterie-Regiment, 11. Komp., 15. Gruppe (Escouade). Eligert ist vielleicht der Name des Soldaten. Die Zahl 8274 dürfte eine Kontrollnummer sein. Das 35. Infanterieregiment gehört ebenfalls zum VII. Armeekorps.

Auf dem Rückweg nach Mülhausen werde ich noch Urheber eines lebhaften Wortgefechts zwischen einem Teil der Dorfjugend von Riedisheim. Ich frage zwei, drei barfüßige und barhäuptige Rangen, ob sie auch dabei gewesen wären, als die Franzosen kamen und das Gefecht stattfand. Da brauche ich nicht zweimal zu fragen. Haben die ein Mundwerk! Der eine weiß zu erzählen, wie die deutschen Granaten über das Dorf wegflogen, der andere fällt ihm ins Wort und will haben, daß es französische waren und der dritte, daß die deutschen und französischen kreuz und quer hin- über- und herüberflogen. Fast fahren sie einander in die Haare. Ein kleiner Bengel erzählt, wie ein verwundeter französischer Offizier erst vier Tage nach dem Gefecht in einem Gebüsch noch lebend aufgefunden wurde. Nein, erst am fünften Tage war's, herrscht ihn ein anderer an. Und was denn die Ortsbewohner gemacht haben

während des Kampfes, frage ich. O, die einen versteckten sich im Keller, die anderen in der Küche, die dritten im Garten, aber wir, wir schauten zu. Und Angst hat natürlich keiner gehabt.

Die eigentliche Stadt Mülhausen hat in den Kämpfen, die rings um sie herum gefochten wurden, verhältnismäßig wenig gelitten. Nur das gegen die Napoleonsinsel und den Hardtwald zu gelegene Nordostquartier kam in dem Gefecht vom 18./19. August in das Kreuzfeuer der französischen und deutschen Artillerie. Zerstört oder stark beschädigt durch Granatfeuer sind besonders mehrere Gebäude an der Baslerstraße und einigen benachbarten Straßen, der Frühlingstraße, Lorenzstraße und Zuberstraße. An der Nordostfront der schönen Genoveva-Kirche an der Frühlingstraße ist der Giebel der rechten Nebenseite von einem Granatschuß heruntergeschlagen, auch die Strebebeiler dieser Seite zeigen erhebliche Breschen, die von Granatsplittern herühren. Nahe dabei, an der Ecke Frühlingstraße-Lorenzstraße hat eine Granate in einen Hof eingeschlagen, der als Parkplatz für Fuhrwagen diente. Das kreisrunde, etwa zwei Meter lange, einen Meter breite Loch, wo die Granate platzte, ist noch unverändert, die zersplitterten Wagen stehen noch am gleichen Orte, die Fassade der gegenüberliegenden Wirtschaft zur „Eintracht“ sieht wie gesprengelt aus von den Granatsplittern. Schlimm mitgenommen sind einige weiter auswärts liegende Häuser an der Baslerstraße. Zer-

trümmerte Dachgiebel, Fensterkreuze, Gartenmauern und Eisengeländer, große breite Öffnungen an den Fassaden oder Kahlmauern der Häuser zeugen von der gewaltigen Wirkung, welche die heutige Feldartillerie — denn nur solche und keine schwere Artillerie kam hier zur Verwendung — mit einem einzigen Granatschuß auf tote Ziele auszuüben vermag. Hier fielen dem Artilleriefener auch zwei Menschenleben zum Opfer. Ein Gastwirt, der eben heraustrat, um die Laden zu schließen, wurde unter der Thür seines Hauses tot hingestreckt. Nahe dabei erlitt in einem anderen Hause ein junger, neunzehnjähriger Mann, der unter ein Fenster des zweiten Stockwerkes trat, das gleiche Schicksal. Sonst sollen keine Bürger gefallen sein. Ein Straßenkampf hat, entgegen anderen Meldungen, hier nicht stattgefunden. Ähnliche Verwüstungen wie die geschilderten sind weiter sichtbar im südlicheren Teil der Baslerstraße: In einem großen Halbkreis ist hier das Asphaltpflaster des Bürgersteigs aufgerissen, da ein schöner Torbogen eingeschlagen, dort, an der Zuberstraße, eine starke Zementmauer auf mehrere Meter Breite zertrümmert; viele Häuserfassaden sind mit Löchern gespickt. Mancher leichtere Schaden an Dächern und Mauern ist schon wieder notdürftig geflickt.

Viel schlimmer sieht es in der westlichen, hauptsächlich von Fabrikarbeitern bewohnten Vorstadt Dornach aus. Hier hat das französische Artillerie-Mahfeuer aus einer Entfernung von fünfzehnhundert bis zweitausend Metern, zum Teil

aus noch größerer Nähe, fürchterliche Verheerungen angerichtet. Die schwache deutsche Artillerie, die auf der Belforter Straße vorrückte, um am Westrand des Dorfes das Feuer zu eröffnen und die angreifende Landwehr-Infanterie zu unterstützen, wurde teilweise schon beim Aufahren zusammengeschoffen, der Rest war von den aus vorzüglicher, gedeckter Lauerstellung hinter den Anhöhen östlich und südöstlich Niedermorschweiler feuernden, auch zahlenmäßig weit überlegenen französischen Batterien bald zum Schweigen gebracht. Dann richteten diese ihr Feuer auf den Westrand des Dorfes, wo sich die Landwehrmänner vom badischen Landwehr-Infanterieregiment Nr. 40 in die Häuser und Gärten eingeknistet hatten. Gleich zu Anfang des Gefechts wurde hier im westlichsten Dorfteil, fast zu äußerst an der Belforter Straße, der Schweizer Hennin aus Bruntrut vor seinem Hause erschossen, weil daraus, wie die Deutschen behaupten, auf sie gefeuert worden sein soll. Von anderer Seite wird jede Verfehlung Hennins bestritten. Über den verhängnisvollen Vorfall ist von amtlicher deutscher Seite eine Untersuchung eingeleitet worden, wie mir mein Führer, ein altelsässischer Ortseintwohner, mitteilt. Hoffentlich wird es gelingen, den Tatbestand festzustellen. Gleich in der Nähe des Henninschen Hauses, das nur unbedeutend beschädigt ist, beginnen die Verwüstungen durch das französische Granatfeuer. Etwas rechts (nordwestlich) der Belforterstraße ist ein neues

Backsteinhaus völlig durchlöchert, im Innern liegen die Wände in Trümmern. Eiserner durchschlagener Bettstellen liegen im Hofraum. Etwa dreißig Meter davor ist ein sehr sorgfältig und stark ausgebauter Graben für stehende Schützen mit Unterstand und Laufbrücken angelegt. Das haben die Deutschen den Franzosen abgelernt, meint mein elsässischer Führer. In der Nähe ein Grabhügel; das mit verwelkten Kränzen und Helmüberzügen geschmückte Kreuz trägt die Inschrift:

Hier ruht Oberleutnant Scherrer
mit 22 Mann vom Landwehr-Inf.-Reg. Nr. 40
Kastatt.

Eine Kranzschleife trägt die Inschrift: Gewidmet vom Landwehr-Infanterieregiment Nr. 40. Von einer zweiten weißen Schleife liegt das eine Band, vom Winde losgelöst, schon auf dem Grabhügel, die goldenen Buchstaben sind zur Hälfte abgefallen; das andere Band hängt noch unverfehrt am Kranze und trägt die Worte: Ihrem verehrten Kompanieführer. Der Kranz war also offenbar von der Kompanie gestiftet.

Von den dreiundzwanzig hier begrabenen Landwehrleuten trugen alle, bis auf einen, Ehre rings. So versichert mein Führer.

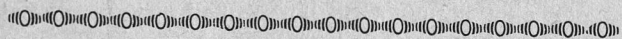
Raum zweihundert Meter von dieser Grabstätte entfernt ist wieder ein größeres Massengrab mit wohl an die hundert Toten. Auch diese meist Deutsche. Die Franzosen, die Herren des Schlachtfeldes blieben und die Deutschen hauptsächlich durch ihr Artilleriefeuer zum Rückzug zwangen,

schafften ihre Toten meist rückwärts über die Grenze und begruben sie in französischer Erde. Nach tapferer Gegenwehr und schweren Verlusten wichen die Deutschen der Übermacht.

Von der Belforterstraße gehen wir westwärts durch die Außenquartiere Hohlegasse, Illberg-Kolonie und Galler-Kolonie, die ihren Namen von einem Fabrikbesitzer trägt. In diesen drei Quartieren sind die Zerstörungen am ärgsten. Eine große Zahl teilweise ganz neuer, noch unbewohnter oder noch nicht ganz fertig erstellter Bauten, darunter kleine Arbeiterhäuser und größere Mietkasernen, liegen vollständig in Trümmern oder sind von zwei, drei und mehr Granatschüssen unbewohnbar gemacht. Zwischenhinein ist da und dort wieder ein Häuschen unverfehrt. Die Leute sitzen — es ist Sonntag — im Gärtchen; noch haben sie die Kellerlöcher mit Sandsäcken verdeckt, um im Notfall ein sicheres Versteck zu finden. Die neue Kanonade vom letzten Donnerstag in der Gegend von Heimsbrunn, Galsingen und Bernweiler hat die Wiederkehr neuer Kämpfe in der Gegend wieder in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Am Illberg ist ein großes Bauernhaus verbrannt, dabei sind vierzehn Stück Vieh zugrunde gegangen oder mußten abgetan werden. Das innere, östlicher gelegene Dorf hat weniger gelitten. Zwei Häuser sind durch platzende Granaten entzündet worden und abgebrannt. An der katholischen Kirche wurde der Turm beschädigt, schon steht das Baugerüst, um den Schaden aus-

zubessern. Auch in Dornach haben zwei Bürgerseute bei der Kanonade ihren Tod gefunden. Hier, wie übrigens überall, wo sie eindringen, haben die Franzosen die Briefkasten eingeschlagen und unbrauchbar gemacht und die Brieffachen mitgenommen. Auf dem Dorfplatz vor dem Bürgermeisteramt haben sie auch das Waghäuschen der Dorfswage niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht.

Das war das Gefecht und die Beschießung von Dornach am 19. August 1914.



Durch das deutsche Land

Eine Fahrt durch das deutsche Land in diesen Kriegszeiten bietet eine Fülle eindrucksvoller Bilder und Erscheinungen. Die Reise nach Metz führte Ihren Berichterstatter Mitte Oktober von Basel über Freiburg i. B., Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt a. M., Mainz, Bingen, Trier. Sie gab mir schon manchen Einblick in die Gemütsstimmung des deutschen Volkes und in den geistigen und körperlichen Zustand seiner unter den Fahnen stehenden Wehrmacht. Unbedingtes Vertrauen in die Maßnahmen der Behörden und der Heeresleitung, eine aus Fabelhafte grenzende Opferwilligkeit und Hingabe aller Volksklassen an die dem Lande gestellte große Aufgabe, zweckmäßige Zusammenfassung und Ordnung aller der Staats- und Heeresleitung dienenden Kräfte — das sind die augenfälligen Erscheinungen, die dem die

Dinge mit offenem Blick betrachtenden Beobachter ins Bewußtsein treten.

Welch ein Leben und Treiben auf den größeren Bahnhöfen! Vertreter und Vertreterinnen des Roten Kreuzes wandeln an jeder Station, auf der der Zug hält, eiligen Schrittes den Bahnsteig auf und ab, den reisenden Soldaten, verwundeten und unverwundeten, warme Suppe oder Kaffee, belegte Brötchen, Zigarren und Zigaretten in reichlichem Maße austeilend. Auch der bürgerliche Mitreisende darf sich bedienen gegen eine seinem Ermessen anheimgestellte Gabe für das Rote Kreuz. Schon in Freiburg steigen die ersten Verwundeten in den Bahnzug ein, meist leichter verletzte, der völligen Wiederherstellung entgegensehende Leute, die zur Erholung in rückwärtige Militärheilstätten gewiesen sind. Sie reisen einzeln oder in Gruppen, mit Reisepaß versehen. Überall weisen die Schaffner den Verwundeten die zweite Wagenklasse an. Da ist es nicht schwer, Unterhaltung zu pflegen, rasch hebt sich ein munteres Plaudern an. Der Verwundete ist im allgemeinen gesprächig, gern gibt er Auskunft über seine Erlebnisse. So bin ich plötzlich im Geiste mitten in den Stellungskämpfen an der Maas. Es sind Soldaten von zwei bayrischen Regimentern, deren Nummern ich aus berechtigter Vorsicht verschweige, mit denen mich der Zufall zusammenführt. Sie haben bei Apremont und am Rupt de Mad in den Schützengräben gelegen. Ein blonder bleicher Füsilierr

erzählt von den langen Tagen und noch längeren Nächten, die sie während der kalten Regenzeit Ende September im Schlamm und Dreck, der fast über die Stiefelschäfte hinausreichte, zugebracht, drei bis vier Tage lang ohne Ablösung. Nur einmal täglich, abends wenn die Dunkelheit hereinbrach und einen Schutzwall gegen die französischen Geschosse errichtete, konnte ihnen warme Nahrung gebracht werden. Und doch ging ihnen auch da der Humor nicht aus. Der deutsche Soldatenhumor ist ein Ding an sich, von dem noch besonders gesprochen werden wird. Einer, der den linken Arm in der Schlinge trägt — ein Granatsplitter hat ihm den Unterarm durchschlagen — ist besonders gut aufgeräumt. Er erzählt, wie sie schlechte Wize machten im Schützengraben, wenn die Franzosen schlecht schossen und ihre Granaten nicht krepiereten. Ssssss . . . der eigentümliche zischend-summende Laut, mit dem der deutsche Soldat den Granatschuß nachahmt, kann durch Schriftzeichen nicht wiedergegeben werden. Wenn's zu langweilig wurde im Schützengraben, so erzählt mein gesprächiger Bayer weiter, so spielte uns die Musik eins auf, gelegentlich auch: Puppchen, du bist mein Augenstern. Am Ende versöhne ich mich noch mit der mir sonst unausstehlichen Melodie. Manch übermütig trotziges Wort vernehme ich. „Jetzt ist's eine Freude zu leben, jetzt gilt der Soldat alles“, meint einer. Sie scherzen über die Vorliebe der Bayern für Bajonett und Kolben, dabei glänzen die Augen

voll Kampfeslust. Und im nächsten Augenblick findet einer fast weiche Worte für die französischen Gefangenen, mit denen sie ihr Brot geteilt haben und die sie geneckt mit spaßigen Verschen: Franzos, kriegst e rote Hof' — Französle, kriegst e rot's Hösle. — Der Zug hält. Offen- burg oder irgend ein größerer Ort. Ein am Fuße leicht verwundeter Soldat steigt hinkend ein, der Schaffner will ihm noch einen Platz in unserm Wagenabteil anweisen. Da meint einer der Bayern: „Ach was, der is ja gar net verwund't, fehlt ja nur a Hay'n.“ Schallendes Gelächter. — Auf dem Bahnsteig wandeln blonde, blauäugige Mäd- el auf und ab, das weiße Band mit dem Roten Kreuz am Arm, die eine mit dem Strickstrumpf in der Hand, die andere Erfrischungen und Liebesgaben anbietend. Unter Jauchzen der Sol- daten und fröhlichem Händewinken der Mäd- el setzt der Zug wieder in Bewegung. Eine ruft lachend: „Gute Besserung!“ Gilt der Wunsch der Wunde oder einem übermütigen Scherzwort? Ab und zu tritt in den Gesprächen auch der Ernst der Zeit in sein Recht. Meine Reisebegleiter sprechen von der Begeisterung des Volkes bei der Mobilmachung, von den fast sinnbetäubenden Kundgebungen und Huldigungen, mit denen sie bei der Abfahrt von der heimatischen Garnison- stadt überhäuft worden sind, von der langen Fahrt von Bayern nach Lothringen, von ihrem felsen- festen Vertrauen in die Führung des Heeres und der einzelnen Armeen; sie sind des Lobes voll

über das heldenmütige Benehmen ihrer Truppenoffiziere, und sie erwähnen schließlich auch die strenge Disziplin, die im Felde geübt werde, fast strenger noch als im Frieden. Jede Eigentumsentwendung werde als Blünderung schwer bestraft.

Die Ausrüstung der Soldaten, von denen einige sechs bis acht Wochen im Felde gestanden, ist noch in durchaus feldtüchtigem Zustande, besonders auch die Fußbekleidung. Der deutsche Infanterist trägt bekanntlich immer noch als Hauptfußbekleidung den Schaftstiefel und befindet sich wohl dabei, weil bei der Anpassung überaus sorgfältig verfahren wird; daneben trägt er ein Paar Schnürschuhe, die zum Marschieren ebenfalls geeignet sind. Die Stiefel sind nicht so schwer genagelt, wie im allgemeinen die Marschschuhe unserer schweizerischen Infanteristen, halten aber sehr lange aus. „Die dauern noch ein Jahr lang,“ versicherte mir mit Stolz mein Gegenüber. Die Kleidung ist zwar etwas mitgenommen, aber noch durchaus anständig, wenn man bedenkt, was diese Leute in den schlammigen Schützengräben mitgemacht haben. Im Feldlazarett sind die Kleider vom Blute gereinigt worden. Alles in allem: die Einrichtung, daß der deutsche Soldat vom Kopf bis zum Fuße vollständig neu ausgerüstet in den Krieg zieht, bewährt sich vorzüglich und macht sich im Felde tausendfältig bezahlt.

So geht die Fahrt unter anregenden Gesprächen durch „mein lieb' Badenserland“, wie

Gottfried Keller das ihm wohlvertraute und ans Herz gewachsene Nachbarland nannte, und der Zug hält in Heidelberg, wo ich mein erstes Nachtquartier aufschlage. In der Morgenfrühe des folgenden Tages rasch ein Gang aufs Schloß. Im Schloßgarten, der sonst im Glanze der bunten Mützen der Jünger der Ruperto-Carola strahlt, fallen die Blätter, und die, die vor wenigen Wochen hier beim Becherklang und frohem Sange in schwellender Jugendluft kommersierten, sie stehen zum großen Teile draußen auf Frankreichs Boden oder in Polen, und manch einer ist schon, wie die Blätter des Schloßhofes, zur Erde gefallen als Blutzzeuge des alten, ewig jungen Soldatenliedes: Ach wie bald, ach wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt. Prahlst du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, ach die Rosen welken all!

Auf dem Wege zum Bahnhof begegne ich einer zur Übung ausrückenden Landsturmkompanie, die Leute meistens in der blauen Garnisonuniform, einige im Bürgerrock, als militärisches Abzeichen bloß die Feldmütze tragend. Es sind in der Kompanie junge, unausgebildete Landstürmer mit alten, ausgedienten härtigen Mannschaften gemischt. Aber wie der Kompanieführer zum Weitermarsch kommandiert: „Stillgestanden, das Gewehr über“ — da fliegen die Büchsen der Alten und der Jungen, der Uniformierten wie der Leute im Bürgerrock mit gleicher Genauigkeit auf die Schulter.

In Frankfurt a. M. sollte ich mich der Reisegesellschaft der Berliner Vertreter der neutralen Presse anschließen, aber der Anschluß gelang nicht. Ich hatte es nicht zu bereuen. Verschaffte mir der verfehlte Anschluß doch eine wunderbare Fahrt über Mainz, Bingen, über den Hunsrück ins Moseltal bis nach Trier. Ich verdanke meine Weiterbeförderung der kameradschaftlichen Liebenswürdigkeit eines Offiziers vom stellvertretenden Generalkommando, bei dem ich mich gleich nach meiner Ankunft in Frankfurt meldete und meine Ausweise vorlegte. Am folgenden Morgen früh sechs Uhr wurde ich in einem Estafetten-Kraftwagen, der, vollgestopft mit Liebesgaben, zu der bei Laon stehenden Armee fuhr, verstaute. Mein Reisebegleiter war der Maler Ernst Bollbehr, der kurz vor Kriegsausbruch von einer mit dem Afrikaforscher Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg unternommenen Afrika-Durchquerung zurückgekehrt war und nun als einer der sieben behördlich beauftragten Kriegsmaler des deutschen Heeres einer Armee folgt, um die weltgeschichtlichen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz im künstlerischen Bilde festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. Unser Kraftwagenführer ist ein hochgebildeter Fabrikbesitzer aus Mitteldeutschland, ein bekannter Herrenfahrer und Gewinner mehrerer Preise im Wettfahren; sein Gehilfe ist ein Architekt. So tut jeder, hoch und niedrig, ohne Unterschied des Ranges und Standes, seinen Dienst gerade

da, wo ihn seine Befähigung hinweist oder, wenn das nicht angeht, da, wo man ihn überhaupt verwenden kann. Mein neuer Bekannter, der Afrikamaler, jetzt Kriegsmaler Vollbehr, erzählt mir im Verlaufe der Fahrt, daß im deutschen Heere u. a. als Kraftwagenführer ein Staatssekretär dient, dem in seiner amtlichen Stellung der Titel Excellenz zukommt. Führt er nun einen Offizier, der ihn kennt, so lautet wohl der Befehl: Bitte, Excellenz, fahren Sie weiter. — Bitte, Excellenz, Sie fahren zu schnell. — Bitte, Excellenz, halten Sie an. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß Excellenz einen ihm völlig unbekanntem Offizier fahren muß. Wird dann irgendwo ein Halt gemacht und eingekehrt, so sagt wohl der Offizier zum Wirt: Bitte, geben Sie dem Fahrer auch ein Glas Bier. Das soll, so versichert mich mein Begleiter, vorgekommen sein.

Durch grauen, nassen Nebel geht die Fahrt nach Mainz. Zahlreiche Arbeiter begegnen uns, zu Fuß oder auf dem Fahrrad, zu ihrer Arbeit eilend. Sie und die rauchenden Fabrikschloten zeugen dafür, daß das deutsche Wirtschaftsleben auch im Kriege nicht stille steht. Über Bingen gewinnen wir auf prächtiger Landstraße die wellige Hochebene des Hunsrück. Jetzt dringt die Sonne hie und da durch den Nebel und zeigt uns die in bunten Herbstfarben prangenden Wälder, die wohlbebauten Felder. Ochsespanne begegnen uns, hier und dort lenkt ein Bauer den Pflug

durch die dampfende Erde, ein Bild des tiefsten Friedens. Seine Söhne stehen wohl weit, weit im fernen Lande. Der Graubart aber schreitet mit festem Schritte aus und führt mit starker Hand das wühlende Pflugmesser durch den Boden, auf daß er neue Frucht treibe fürs nächste Jahr — fürs nächste Kriegsjahr vielleicht. Felder und Wälder, Wiesen und Acker sind wohlbestellt. Weidende Kühe auf den Matten, doch ohne das heimatliche Glockengeläute. In Simmern kurzer Halt. Eine ganze Kolonne von Kraftwagen, die Liebesgaben für die Truppen an die Front bringen, fährt an uns vorbei. Schräg gegenüber dem einfachen Landwirthshaus hängt über der Thür einer Spezereihandlung die Rottkreuzfahne heraus. Davor ist ein mit den schwarz-weiß-roten Reichsfarben angestrichenes Faß aufgestellt, in dessen oberem Boden ein viereckiges Loch eingesägt ist — ein Liebesgabenfaß. Es ist noch früh am Tage, und schon ist die Tonne zu einem Viertel gefüllt mit Gaben aller Art: Zigarren, Zigaretten, Strümpfen, wollenen Unterkleidern, Obst, alles kunterbunt durcheinander. Am Abend werden die Gaben sorgfältig gesondert und an die Sammelstelle abgeliefert. So hat jedermann Gelegenheit zu spenden nach seinem Vermögen, und jeder gibt reichlich. Ein wahrer Wettstreit der Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit geht durch die deutschen Lande.

Im burggekrönten Städtchen Bernkastel mit seinen schiefergedeckten alten Giebelhäusern und

malerischen Winkelgäßchen erreichen wir das gesegnete Gebiet der Mosel. Der herrliche Bernkastler Moselwein löst die Zunge meines bisher etwas schweigsamen Reisegefährten, und auf der Weiterreise nach Trier erzählt er mir noch manches von seinen Erlebnissen, und wir tauschen unsere Gefühle aus über die fürchterlich-große Zeit. Herr Bollbehr trägt einen englischen graugrünen Offiziersmantel, darüber einen französischen Offiziersmantel aus Gummi, beide sind gefangenen Offizieren abgenommen worden, die dieser wärmependenden Dinge in der Kriegsgefangenschaft weniger bedürfen als die Kraftwagenfahrenden Offiziere und Kriegsmaler an und hinter der Front. Herr Bollbehr schildert mir die Stellungskämpfe, die jetzt seit Wochen schon an der ganzen Schlachtfrent von Toul bis an die Duse geführt werden. Jede Frage wird mit Freude beantwortet. In dem Abschnitt der Armee, der er zugeteilt ist, liegen die Schützen sich auf nächste Entfernung bis an den Scheitel eingegraben gegenüber. Wehe dem, der den Kopf oder die Hand über dem Erdboden erblicken läßt. Aus der feindlichen Lauerstellung fallen sofort die Schüsse und strafen den Unvorsichtigen. Wird ein neuer Laufgraben erstellt, so heißt es bei der Arbeit scharf aufpassen, daß man den Arm nicht zu hoch hebt. Selbst des Nachts schießen die gegenüberliegenden Engländer alles weg. Es sei unmöglich, die Toten und Verwundeten wegzuschaffen, da auch die Sanitätsmannschaften nicht geschont werden. Infolge-

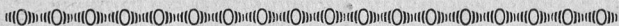
dessen herrsche dort ein entsetzlicher Leichengeruch und das Leben in den unterirdischen Behausungen, die sich Freund und Feind in die Erde eingegraben haben, sei eine Qual. Die Engländer bedienen sich nach dem Zeugnis meines Gewährsmannes einer eigentümlichen Kriegslist, um des Nachts an die deutschen Stellungen heranzugelangen und die deutschen Patrouillen oder Auspäher wegzuschießen. Sie schicken in Stroh eingewickelte Leute vor, die lautlos in die Rübenäcker vorkriechen, und dort auf der Lauer liegend ihre Opfer suchen. Der deutsche Soldat hat für diesen gefährlichen Mummenschanz den Ausdruck „Rübenschwein“ erfunden.

Unter solchen Gesprächen erreichen wir Trier. Ein kurzer Blick auf die großartigen Überreste der gewaltigen Römerbauten der einstigen Augusta Trevirorum, dann heißt es Abschied nehmen. Unser Kraftwagen wird von drei Offizieren in Beschlag genommen, die in die Gegend von Toul fahren, der Kriegsmaler verfrachtet seine Ladung Liebesgaben in einen anderen Wagen, und ich erreiche abends die Umsteigestelle Dillingen, wo mir der Bahnhofsvorsteher zunächst die Weiterfahrt ins Festungsgebiet verweigert. Glücklicherweise gibt es dort einen Bahnhofskommandanten. Es ist ein temperamentvoller preußischer Hauptmann in älteren Jahren, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht und sich mit Leidenschaft über die verbündeten Feinde Deutschlands und ihre Kriegführung äußert.

Meine Ausweise beruhigen ihn etwas, und der gestrenge Bahnhofsvorsteher erhält schriftliche Weisung, mir eine Fahrkarte nach Metz auszufolgen, wo ich mich überdies noch vorsichtigerweise telegraphisch beim Militärgouvernement anmelde. So erhalte ich einen Vorgeschmack von der Strenge, mit der gegenwärtig der Verkehr im Grenzgebiet der beiden kriegführenden Heere deutscherseits gehandhabt wird. Ich sollte den Grund davon bald erfahren: es ist die mit den raffiniertesten Mitteln betriebene Spionage, die nach Versicherungen von zahlreichen glaubwürdigen Stellen von den Franzosen in der deutschen Front und deren unmittelbarer Nähe betrieben wird. Daß man da auf einen einzelreisenden Ausländer ein besonders scharfes Auge hat, ist nicht verwunderlich. Im Bahnhof in Metz werden die Ankommenden neuerdings einer Prüfung unterworfen. Reisepaß und alle Ausweise und Empfehlungen hoher bürgerlicher Behörden und militärischer Kommandostellen Deutschlands und der Schweiz berechtigen nicht zum Austritt aus dem Bahnhof. Ich werde damit an die Bahnhofskommandantur gewiesen, wo meine Papiere geprüft und richtig befunden werden und der Passierschein für das Verlassen des Bahnhofs ausgestellt wird, nachdem nun überdies noch meine telegraphische Anmeldung beim Gouvernement von Metz am Fernsprecher bestätigt worden ist. Alle diese umständlichen, aber sicherlich gerechtfertigten Förmlichkeiten werden übrigens von den Bahnhofsbef-

amten und diensttuenden Militärs mit größter Höflichkeit erledigt. Man erkundigt sich sogar telephonisch beim Gouvernement, wo die Herren Neutralen abgestiegen sind, und so erreiche ich die Herren Kollegen gegen Mitternacht eben noch rechtzeitig, um dem Kommandanten und dem Bürgermeister von Metz, die sich bei der Gesellschaft befinden, vorgestellt zu werden.

Das war meine Reise durchs deutsche Land an die deutsche Front. Ihre Schwierigkeiten erhöhten nur meine Spannung, auf die Dinge, die da kommen sollten.



Am Rupt de Mad

Die Vertreter der neutralen Presse sind von Metz abgereist. Über die Ergebnisse ihrer Besichtigungsfahrten, die sich größtenteils auf einem Boden bewegten, der schon vor Wochen der Schauplatz von Kriegshandlungen war, wird noch weiter berichtet werden. Heute mögen die Leser mir auf ein Gebiet folgen, in dem erst in den allerjüngsten Tagen schwer gekämpft worden ist.

In Metz kommen täglich einzelne Offiziere und Mannschaften von der Kampffront an, die wegen einer Verwundung oder aus sonstigen Gesundheitsrücksichten oder zu einer Dienstverrichtung hierher oder in rückwärtige Heeresanstalten beordert werden. Von diesen vernimmt man lebensvolle, noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Kriegserlebnisse stehende Schilde-

rungen über die Stellungskämpfe am Maasabschnitt bei St. Mihiel und an der Linie des Flüsschens Rupt de Mad, in der Gegend von Thiaucourt. Hier haben die französischen, von der Festung Toul nach Norden vorgeschobenen Deckungstruppen schon wiederholt mit starken Kräften Angriffe gegen die deutschen Stellungen unternommen und diese zu durchbrechen versucht. Alle diese Vorstöße wurden bis jetzt deutscherseits zurückgewiesen. Besonders heftig und für die Franzosen verlustreich scheint ein am 22. und 23. Oktober mit frischen, eben aus Paris in Pont-à-Mousson angelangten Truppen auf der ganzen Linie unternommener Angriff gewesen zu sein, über dessen Verlauf dabei beteiligte glaubwürdige Zeugen folgende Schilderung geben.

Der französische Angriff begann beim Tagesgrauen. Wie gefangene Franzosen erzählen, war ihre eben neu ausgebildete und aus Paris mit Bahntransport angekommene Angriffstruppe unmittelbar nach ihrer Ausladung in Pont-à-Mousson in Marsch gesetzt und ins Gefecht geführt worden, ohne daß zuvor eine Erkundung der deutschen Stellungen stattgefunden hätte. Die Franzosen hatten allerdings in der letzten Zeit eine sehr lebhafte Auskundschaftung durch Spione betrieben, um sich einen Einblick in die durch starke Feldbefestigungen sehr gut gedeckten deutschen Stellungen zu verschaffen. Erst in den letzten Tagen noch waren in einer

Scheune in der Gegend von Thiaucourt fünf französische, bürgerlich gekleidete Soldaten entdeckt worden, die durch eine unterirdische Fernsprecherleitung mit dem französischen Truppenkommando verbunden waren. Sie trugen ihre Erkennungsmarken, einzelne sogar Uniformstücke unter dem Bürgerrocke. Sie wurden an der Friedhofsmauer erschossen. Die Franzosen bedienen sich ferner häufig der Flieger, um die deutschen Stellungen zu erkunden. Hat der Flieger eine Artilleriestellung beobachtet, so wirft er eine Bombe hinunter, worauf die französische Artillerie sofort ein lebhaftes Feuer gegen die damit bezeichnete Stellung eröffnet. Die Deutschen suchen diesem Verfahren durch häufigen Stellungswechsel zu begegnen. Daß aber die Aufklärung durch Spione und Flieger die taktische Aufklärung durch Patrouillen vor dem Angriff auf eine befestigte Stellung nicht ersetzt, namentlich wenn die Angriffsstruppe eben frisch auf dem Gefechtsfelde ankommt und mit dem Gelände nicht vertraut ist, mußten die Franzosen zu ihrem Schaden erfahren. Sie bezahlten die Mißachtung dieses elementaren Grundsatzes mit Strömen Blutes. Man muß annehmen, daß die Führer dieser Truppe der nötigen taktischen Ausbildung entbehrten.

Sei dem wie ihm wolle, die Franzosen marschierten — immer nach der Darstellung meiner Gewährsmänner — in parallelen Marschkolonnen bis auf etwa vierhundert Meter Entfernung an die

deutschen Stellungen heran und begannen dann auszuschwärmen. Die Deutschen lagen in ihren Deckungen, die Geschütze und Maschinengewehre in die Feuerlinie der Infanterie, in die vorbereiteten Geschützstände vorgezogen, alles schußbereit. Kein Schuß fiel. Die Franzosen liefen förmlich in das deutsche Feuer hinein. Man ließ sie auf zweihundert, auf hundert, ja vereinzelt bis auf fünfzig Meter herankommen. Da begann mit einem Male auf der ganzen Linie ein höllisches, mörderisches Feuer, das die französischen Schützenlinien, Unterstützungen und Reserven im wörtlichen Sinne hinmächte. Die deutschen Feldgeschütze sprühten ihnen ihre Kartätschen entgegen, die Maschinengewehre ließen ihr vernichtendes, ratterndes Strichfeuer spielen, und die Infanterie gab Schnellfeuer ab. Die Wirkung dieses Feuerüberfalls war fürchterlich. In Haufen lagen die Leichen nachher übereinander, drei, vier Mann hoch an einzelnen Stellen. Die Schützenlinie wurde sozusagen bis auf den letzten Mann vernichtet; was an Reserven noch vorgebracht werden konnte, brach ebenfalls unter dem wohlgezielten, ruhig abgegebenen Feuer der Deutschen zusammen. Der Angriff war blutig abgewiesen. Erst als die Überbleibsel der Reserven zurückfluteten, konnte die französische Artillerie in Tätigkeit treten, während sie vorher, teils durch den Nebel und die Dunkelheit der Morgendämmerung, teils durch die eigene in der Gefechtslinie stehende Infanterie verhindert war, zu wirken.

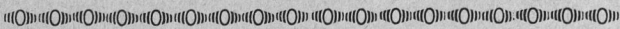
Die Verluste der Franzosen werden deutscherseits als sehr beträchtlich eingeschätzt. Zwei ganze Regimenter sollen vollständig vernichtet sein. Die deutschen Verluste sind gering und kommen fast ausschließlich auf Rechnung der französischen Artillerie, die nach dem abgeschlagenen Infanterieangriff ein wohlgezieltes und sehr heftiges Feuer auf die deutschen Stellungen eröffnete und den ganzen Tag über, teilweise auch noch an den folgenden Tagen unterhielt. Der Bois de Mort Mare, in dem die Franzosen deutsche Kräfte vermuteten, wurde mit Granaten überschüttet. Das sechs Kilometer südwestlich von Thiaucourt liegende Dorf Essey wurde größtenteils in Trümmer geschossen oder ging in Flammen auf. Das in der Nähe liegende Schloß Cuvezin wurde von Granaten überschüttet. Eine deutsche Kompanie, die dort lag, war zehn Minuten vor dem Beginn der Beschießung abmarschiert, um Schützengräben zu besetzen, und entging dadurch schweren Verlusten. Auch gegen Thiaucourt, das bisher wenig gelitten hatte, wie der Berichterstatter bei einer am Sonntag den 18. Oktober dorthin unternommenen Fahrt sich überzeugen konnte, richtete sich das französische Artilleriefeuer. Allgemein bestätigen deutsche Offiziere und Soldaten, auch die von der Maasfront bei St. Mihiel zurückkommenden, daß die französische Artillerie gut schießt, daß aber ihr Material schlecht ist. Von den Granaten sind ein großer Teil „Blindgänger“ oder „Ausbläser“, d. h. sie plätzen

nicht oder entladen sich beim Aufschlag, ohne die Hülse zu zersprengen. Man findet denn auch auf den Schlachtfeldern eine große Zahl von nicht geplatzten Granaten und unverfehrten Granathülsen. Die französischen Schrapnells aber entwickeln manchmal beim Plazen eine so geringe Kraft, daß ihre Kugeln kaum den Helm durchschlagen und höchstens Quetschwunden verursachen. Der deutsche Infanterist spricht denn auch nur mit einem verächtlichen Achselzucken vom französischen Schrapnell. Die Wirkung des Granatfeuers dagegen ist, wenn die Granate richtig frepiert, fürchterlich. Ein einziges gut treffendes Geschöß kann einen Verlust von über dreißig Mann an Toten und Verwundeten verursachen. Die Infanteristen in den Schützengräben aber fürchten mehr noch als die direkten Verletzungen die Wirkung der Granate gegen das tote Ziel, die Erdbefestigung: das Verschüttetwerden. Ein Füsilier, der in der Gegend von Essen-Euvezin im Feuer gestanden und nun hierher in den Garnisondienst zurückgekehrt ist, wurde in diesem Kampfe mit drei Kameraden verschüttet. Der Unterstand, der ihnen Schutz gewähren sollte, wurde von einer Granate durchschlagen, ein Mann durch einen Granatsplitter auf der Stelle getötet. Von den vier Verschütteten wurden zwei vollständig zugedeckt und waren bereits erstickt, als sie ausgegraben wurden. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. „Es waren meine zwei liebsten Kameraden in der Gruppe,“ berichtet

mir der Füsilier, ein intelligenter Landwehrmann aus der Maingegend. „Ein dritter war bis an die Hüfte eingepreßt in das Erdwerk, und ich selbst lag im Graben zugedeckt. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es mir, Hände und Kopf freizubekommen und mich vor dem Erstickungstode zu retten. Dann wurde ich besinnungslos und erwachte erst in der Krankenstube meiner Kompanie wieder. Die Kameraden hatten mich vollends ausgegraben und weggeschafft.“ Wegen eines inneren Schadens, den er sich bei der Überanstrengung im siegreichen Kampf mit dem Erstickungstode zugezogen, ist er nun aus der Front entlassen und geht in Garnisondienst. Sein Truppenteil hat im August in Deutsch-Lothringen, der Gegend von Delme am Seilleabschnitt gefochten und dort viermal im Feuer gestanden. „Das war alles nichts gegen das, was wir in den Stellungen am Rupt de Mad durchgemacht haben. Das Schrecklichste war der Leichengeruch. Die Franzosen feuerten auf unsere Krankenträger, die ihre Verwundeten holen, und auf die Leute, die die Toten beerdigen wollten. Viele Sanitätsmannschaften sind ihrem Feuer zum Opfer gefallen. So mußte man die Leichen unbeerdigt liegen lassen und zusehen, wie sie von umherstreifenden, herrenlosen Schweinen angefressen wurden. Es war grauenhaft. Als Hilfsmittel blieb nur die Bespritzung der Leichen mit Kaltwasser, das wir nachts unter ständiger Lebensgefahr kriechend auf das Vorgelände hinausschleppten. Das war

schon lange vor dem letzten Angriff. Bisher hatten die Franzosen einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Toten zurückgewiesen. Sonntag den 25. Oktober, zwei Tage nach dem letzten mißglückten Angriff, willigten sie endlich in eine fünfstündige Waffenruhe, die von morgens zehn Uhr bis nachmittags drei Uhr dauerte, ein, so daß das Schlachtfeld abgeräumt werden konnte. Während dieser Zeit wurde die Truppe aus den Schützengräben zurückgezogen, nur schwache Vorposten blieben vorne. Als willkommene Beute fielen uns namentlich die Feldstecher der gefallenen Franzosen in die Hände. Jeder Unteroffizier und sogar zahlreiche Mannschaften sind nun bei uns damit versehen.“

So endete die Erzählung meines biederen Landwehrmannes. Seine schlichte Darstellung, die mir den Stempel der Wahrheit zu tragen schien, machte auf mich mindestens so viel Eindruck als die glänzendste und phantasievollste Schlachtfeldschilderung Luigi Barzini's.



In der Woivre

Zwischen Maas und Mosel, nördlich begrenzt ungefähr von der Linie Stenay=deutsch-lothringische Landesgrenze bei Diedenhofen, südlich vom Plateau d'Alpremont und dem Rupt de Mad, liegt die fruchtbare, von vielen Bachläufen durchschnitene Landschaft der Woivre, mit einer mittleren Höhenlage von zweihundertundfünfzig Metern.

Wies- und Ackerland wechselt ab mit kleineren Gehölzen und größeren Wäldern. An den sonnigen Hängen gedeiht der lothringische Landwein; in den besseren Lagen wird ein guter Qualitätswein gezogen. Besonders geschätzt ist der rote Thiau-court. In diesem Kriegsherbste fließt in diesem sonst so gesegneten Landstriche das rote Blut der deutschen und französischen Krieger aus fast so reichen Strömen wie der Nebenjaft der Weinstöcke. Denn seit über zwei Monaten spielen sich in diesem Gebiete fast unaufhörlich heftige Kämpfe ab. Zeugen davon sind die durch das französische und deutsche Granatfeuer in Trümmer geschossenen oder durch Brand zerstörten Dörfer und Gehöfte, die gähnende Leere der von einem großen Teil der Bevölkerung verlassenen noch bestehenden Ortschaften, die vielen unbestellten Acker.

Der Strich zwischen dem westlich vorspringenden deutsch-lothringischen Landzipfel von Gravelotte = Gorze = Bionville = Novéant und der Maasgegend bei St. Mihiel ist jetzt, nachdem die wiederholten verzweifelten Vorstöße der Franzosen blutig abgewiesen worden sind, im zwar noch nicht völlig unbestrittenen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach sicheren Besitz der Deutschen. Um die Côte Lorraine, die rechtsseitige, nach Westen schroff abfallende Talbegleitung der Maas nördlich und südlich St. Mihiel wird nach wie vor gekämpft. Die Straße von Metz über Vigneulles nach St. Mihiel aber ist für die Deut-

schen frei, und auch die Parallelstraße durch das Tal des Rupt de Mad über Thiaucourt an die Maas dürfte nunmehr wohl im deutschen Besitz verbleiben, nachdem im Westen das beherrschende Apremont endgültig erkämpft und im östlichen Teile dieses Abschnittes die Stellungen bei Thiaucourt im blutigen Kampfe gegen den jüngsten französischen Angriff aus dem Festungsgebiet von Toul und von Pont-à-Mousson her behauptet worden sind.

Große Erinnerungen aus der Kriegszeit von 1870 steigen während unserer Fahrt auf. Durch die engen, winkeligen Gassen von Gorze, das ein einziges großes Lazarett war, ritt am 17. August 1870, dem Tage nach der Schlacht von Bionville-Mars-la-Tour, der König Wilhelm I., von den Verwundeten, die an alle Fenster stürzten, stürmisch begrüßt, in einem einzigen großen überwältigenden Schmerzens- und Jubelruf . . . Bald nach Gorze überschreiten wir die Landesgrenze. Wir gewinnen die Höhe, der Nebel weicht, und im Sonnenglanz liegt die herrliche Herbstlandschaft mit ihren im tiefen Braun, im brennenden Rot, im hellen Gelb und im dunklen Grün prangenden Wäldern. Dort drüben zeichnet die Pappelallee auf der Kante eines Hügelzuges die Straße von Bionville nach Mars-la-Tour. Unterwegs waren wir an einer anscheinend soeben neuausgebildeten Feldbatterie mit ihrem gesamten Munitions- und Fuhrpark vorübergefahren: Offiziere, Mannschaften, Pferde, Ka-

nonen, Lafetten, Prozen und übrige Fuhrwerke mit Laub und grünen Zweigen geschmückt. Die Batterien ziehen an die Kampffront zum blutigen Streit, als ob es zu einem Freudenfeste ginge. Mannschaften und Pferde sind frisch und munter, Geschirre und übrige Ausrüstung vollständig neu. Überflüssig zu bemerken, daß die ganze Kolonne in tadelloser Ordnung marschiert.

Von Gorze aus verzweigt sich das vielma-
 jchige Straßennetz über die ganze Woivre. Daß
 im folgenden keine Ortsnamen mehr genannt
 werden, wird der Leser verstehen. Bald führt
 uns in einem der nächsten Dörfer ein Haus, das
 im Dache eine große Lücke zeigt, die furchtbare
 Wirkung der Fliegerbomben vor Augen. Hier
 ist jüngst ein französisches Luftzeug vorüberge-
 flogen. Der Flieger warf eine Bombe hinunter,
 die das Dach und alle Böden bis ins Erdgeschloß
 durchschlug, wo ein Offizier schlief. Er wurde
 mitten entzweigerissen und war auf der Stelle
 tot. Zwei Kameraden, die im Nebengemach
 schliefen, kamen mit unerheblichen Verletzungen
 davon. — Im Weiterfahren bemerkt das aufmerk-
 same Auge hinter Deckungen verborgene und mit
 Gezweige maskierte Ballon = Abwehrkanonen,
 Erdzelte, Beobachtungsstände mit Fernrohren,
 Geschützeinschnitte. Eine lange Pferdokolonne be-
 gegnet uns. (Ich will hier einschaltend nach-
 holen, daß ich diese Fahrt in die Woivre der kol-
 legialischen Liebenswürdigkeit des Kriegsbe-
 richterstatters der „Münchener Neuesten Nach-

richten“, Herrn Georg Queri, verdanke, der im Kraftwagen eines höheren Beamten Liebesgaben an die Front zu bringen hatte und mich so weit vorbrachte, als es die bestehenden strengen Bestimmungen über das Betreten des Operationsgebietes gestatteten.) Übermütig bäumt sich manches der wohlgepflegten Rosse vor dem vorüberfahrenden Kraftwagen, tut einen Seitensprung und reißt den führenden Soldaten mit sich in den Acker hinaus.

Wir erreichen ein im Stile Louis XVI. erbautes französisches Schloß, vor dessen Freitreppe sich eine Terrasse und ein Park ausbreiten. Ein Feldlazarett für Schwerverwundete ist darin untergebracht. Hier waltet als Oberarzt ein berühmter Chirurg, sonst Professor an der Berliner Universität, unterstützt von mehreren Unterärzten und Assistenten, seines schweren Amtes. Er führt uns durch die Räume, wo seine Pflegebefohlenen auf Matratzen wohlgebettet sind: Deutsche und Franzosen friedlich nebeneinander. Da sitzt ein Deutscher, hochaufgerichtet, auf einen Stuhl mit Lehne geschnallt, zur Erneuerung des Verbandes bereit, mit unstill irrenden Augen uns anblickend. Auf die freundliche Frage des Oberarztes lallt er einige uns unverständliche Worte. Der Professor erläutert uns den Fall: Linksseitige schwere Kopfverletzung durch Granatsplitter mit Lähmung der Sprachorgane. Der Mann wird genesen und die Sprache wiedererlangen. Ein anderer Deutscher liegt mit ver-

bundenem Kopfe auf seinem Lager. Ein seitlich eindringendes Geschöß hat ihm den Kiefer zerschmettert, die Zunge und eine Halspartie durchbohrt. Mühsam stammelt auch er schon einige Worte. Er wird genesen. — Neben ihm ein Franzose mit einem schweren Brustschuß, das Gesicht sorgsam mit einem Fliegengitter zur Abwehr der in dieser Gegend besonders zahlreichen Fliegen bedeckt. Auch ihn hoffen die Ärzte zu retten. — Wieder ein Deutscher. Sehr schwere Verletzung des Unterleibes. Der Urin muß ihm künstlich durch Katheter abgeleitet werden. Er fleht mit schwacher Stimme um Wasser, denn er leidet brennenden Durst. Es muß ihm verweigert werden, Wasser wäre jetzt Gift für ihn; nur teelöffelweise darf es ihm in bestimmt abgemessenen Zeiträumen verabreicht werden. — So geht es — auch für den Besucher ist es ein Leidensgang — von einem Lager zum andern, für jeden hat der Professor ein kurzes, aber freundliches Wort. In einem Nebenraume ist ein Operationstisch aufgeschlagen. Die Frage, ob die Operationen unter Narkose stattfinden, wird bejaht. Es sind genügend Betäubungsmittel vorhanden. Alle Einrichtungen sind einfach, aber zweckmäßig und reinlich. Wie glücklich diese Unglücklichen gegenüber denen, die in einem verlorenen Winkel des Schlachtfeldes liegen bleiben oder in fernen Feldspitälern wegen Mangel an Ärzten und Einrichtungen dahinsiechen!

Das Schloß, das nun als Lazarett dient, weist keinerlei neuzeitliche Veränderungen auf. Im

Schloßhofe ist ein Ziehbrunnen, aus dem das Wasser, wie zu Abrahams Zeiten, mit dem Eimer heraufgezogen wird. Weit und breit kein laufender Brunnen. Der Flur der Eingangshalle und die breiten Gänge sind mit roten Ziegelsteinen belegt, von den Wänden schaut ein Eberkopf und ähnliches Jagdzeug herunter. Eine prachtvolle große alte Standuhr, gute ältere Gemälde, die schmiedeeisernen kunstvoll gearbeiteten Leuchter, schönes Gitterwerk, das wertvolle Porzellangeschirr, endlich eine reichhaltige Bibliothek mit Prachtausgaben sämtlicher Werke von Montesquieu, Voltaire, Diderot und der französischen Klassiker, sowie einer ebenso reich gebundenen Sammlung der lateinischen Klassiker, das alles zeugt davon, daß hier einst eine wohnliche Stätte für Kunstsin und Wissenschaft aufgeschlagen war. Das Wappen über der Pforte zum Prunksaal deutet auf Militäradel, der unter Napoleon I. errungen wurde, das Schloß selbst mag um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erbaut worden sein. Ähnliche Bauten findet man in vielen Dörfern von Französisch-Lothringen.

In den Wirtschaftsgebäulichkeiten sind jetzt deutsche Truppen untergebracht. Im Gemüsegarten haben Pioniere eine große, auf der Wetterseite mit Stroh verkleidete Mannschaftsbaracke für den Winterbetrieb erstellt, aufs bequemste wie eine Kaserne eingerichtet, mit zwei Eisenöfen und langen Rohrleitungen ist sie sogar heizbar gemacht. Im Schloßpark begegnen uns

zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, die einige französische Gefangene bei Aufräumarbeiten bewachen. Wir bieten ihnen, den Deutschen und den Welschen, Zigarren und Zigaretten an, und wie ich mich den Franzosen als Schweizer zu erkennen gebe und einige französische Worte an sie richte, blicken sie mich fröhlich an. Sie scheinen übrigens nicht unglücklich zu sein über ihre Gefangenschaft.

Im Borrücken gegen die Maaslinie Verdun-Toul haben die Deutschen fast jeden Fußbreit erkämpfen müssen. Manches Dorf und manche Stellung hat mehr als einmal den Besitzer gewechselt. Auch die Umgebung des Schlosses, in dem vor den Deutschen die Franzosen — wie man uns sagt, nicht allzu reinlich — gehaust haben, zeigt Spuren von Kämpfen, die hier stattgefunden haben: französische Schützengräben, in denen noch verwittertes Stroh liegt, Geschützeinschnitte, besonders aber eine lange Reihe von Kriegergräbern, die im Obstgarten, der Schloßmauer entlang, aufgeworfen sind, wie die Inschriften an den Kreuzen zeigen Deutsche und Franzosen bergend, diese in größerer Zahl. Mitten im Obstgarten aber liegt, dicht neben einem Baume, ein einzelnes Grab, ohne Kreuz und Schmuck: das Grab eines Franktireurs, eines Bürgers, der aus dem Hinterhalte auf eine deutsche Schildwache geschossen hatte. Der Schuß ging fehl, der Franktireur wurde gefaßt und nach Kriegsrecht erschossen. Die Strafe vollzog die

bedrohte und dem Tode entronnene Schildwache. Am Baume neben dem Grabe, an den gestellt der Franktireur die tödliche Kugel empfing, sind Einschuß und Ausschuß deutlich erkennbar.

Im geräumigen Schloßhof ist ein Fuhrpark aufgestellt. Unter den deutschen Soldaten begegnen wir hier zwei Österreichern, die man übrigens, wie hier erwähnt werden mag, immer zu zweien, auch zuweilen in Meß antrifft. Sie gehören zur Bedienungsmannschaft einer österreichischen 30,5 Zentimeter-Motorbatterie, die weit von hier, vielleicht vor Verdun, in Tätigkeit sein mag. Sie sind vorübergehend hierher abkommandiert. Es sind, wie ihr gebrochenes Deutsch ausweist, Polen, und sie geben sich auf Befragen auch als solche zu erkennen.

Wir sind nun Zeugen, wie eben ein Teil der Beute aus dem von den Bayern eroberten Fort Camp de Romains bei St. Mihiel im Schloßhof eingebracht wird: eine alte Zwölf-Zentimeter-Bronzekanone, schön gearbeitetes Stück, das Rohr gibt in erhabener Schrift als Ort des Gusses „Bourges“ und als Zeit das Jahr 1884 an und trägt hinter der verzierten Mündung den stolzen Namen des Stückes: L'Indomptable — „Die Unbezwingliche“. Die zersplitterten Felgen und Wagenreifen, die durchlöcherte Proze beweisen, daß die Verteidiger im Regen der Granatsplitter tapfer ausgehalten haben. Verschuß und Zielvorrichtung sind zerstört. Auf einem Leiterwagen werden ferner zwei bronzene 15 Zentimeter-

Mörser, ebenfalls vom Camp de Romains, herangebracht und zu beiden Seiten am Fuße der Freitreppe aufgestellt.

Überall sind Ordnung und Reinlichkeit hergestellt und peinlich beobachtet. Am Eingang zum Schloßpark steht auf einer Kartentafel geschrieben: „Verunreinigung strengstens verboten.“ Hinter dem Hause ist dagegen bei einer Grube zu lesen: „Ablagerung von Abfällen und Unrat.“ Solche scheinbare Nebensächlichkeiten sprechen laut für die Art des Dienstbetriebes der deutschen Armee im Felde.

In der Feldküche im Schloßhofe, wo wir der Mannschaft Zigarren und Zeitungen anbieten, werden wir kameradschaftlich mit Soldatensuppe, Ochsenfleisch, Kommißbrot und schwarzem Kaffee bewirtet. Ein Offizierskoch, dem ich mich im Gespräch als Schweizer und bernerischer Zeitungsmann zu erkennen gebe, zieht aus seiner Tasche die Sonntagsausgabe des — „Bund“ vom 4. Oktober. Er war, wie er mir erzählt, bis zum Kriegsausbruch im Palace Hotel Bellevue in Bern angestellt und hat die Nummer des „Bund“ von einem Freund aus der Schweiz zugesandt erhalten. Er gibt mir seine Adresse. Gerne werde ich seiner Bitte um Zusendung einiger Nummern des „Bund“ willfahren, sobald ich in der Lage dazu bin.

Wie schon oben kurz erwähnt, sind eine Reihe von Ortschaften der Woevre bei den Kämpfen durch das Artilleriefeuer ganz oder teilweise zer-

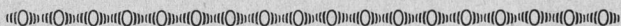
stört worden. Das mehrfach von Franzosen und Deutschen umstrittene hübsche, etwa dreitausend Einwohner zählende Städtchen Etain, an der Straße Conflans-Verdun, auf der bekanntlich am 15. August 1870 Kaiser Napoleon III. mit seinem Gefolge mit knapper Not der vorstoßenden deutschen Kavallerie entkam, liegt zum größten Teil in Trümmern; ebenso das an der Straße Gorze-St. Mihiel liegende Dorf Vigneulles. Die Stadt St. Mihiel selbst, ein Ort, der neun- bis zehntausend Einwohner zählte und sich schon seit längerer Zeit im deutschen Besitz befindet, hatte zur Zeit des Besuches der neutralen Journalisten, die bei einer ihrer Ausfahrten bis dorthin vorgeführt wurden, noch wenig gelitten, soll aber seither von den Franzosen, die beständig Versuche machen, es wieder zu nehmen, stark beschossen worden sein, wie von dort nach Metz zurückkommende Offiziere und Mannschaften berichten. In dieser Gegend liegen sich die deutschen und französischen eingegrabenen Schützenlinien teilweise bis auf hundert Meter Entfernung, und noch näher, gegenüber. Der Schaden, den die sonst so blühende Landschaft durch den Krieg erlitten hat, ist unberechenbar und wird erst nach dem Feldzuge ermittelt werden können. Ein Teil der Bewohner ist schon vor dem Vorrücken der Deutschen geflohen. Für die Ernährung der zurückgebliebenen eingeborenen Bevölkerung in den von deutschen Truppen besetzten Gebietsteilen sorgt die dafür eingesetzte deutsche Verwaltungsbehörde, die sich

auch um die Unterkunft der Obdachlosen bemüht. Zerstörte oder gefährdete Ortschaften werden geräumt und die Einwohner aus der Feuerzone weggeschafft. Erst letzter Tage sah Ihr Berichtserstatter eine Kolonne von hundertundsiebzig Köpfen, Frauen, Kinder und Greise, in Metz ankommen. Sie waren von den deutschen Truppen in den Kellerräumen und Trümmern eines unter dem Feuer der Festungsgeschütze der Außenforts liegenden Dorfes aufgefunden worden. Sie wurden hinter die Rheinlinie zurückbefördert, wo sie interniert und auf Kosten des Reiches verpflegt und untergebracht werden.

Die deutschen Truppen sind bis in die vordersten Kampflinien ausgezeichnet verpflegt. Der Nachschub von Lebensmitteln geht tadellos vor sich. Auch die Feldpost, über die in den deutschen Blättern manches Klagegedicht zu lesen war, da sie in den ersten Wochen des Feldzuges der unermesslichen Hochflut von Sendungen noch nicht den wünschbaren Abfluß zu verschaffen vermochte, kommt jetzt den an sie gestellten Forderungen nach. Briefe und Zeitungen, die von der Feldpost bis an die Endetappenorte befördert werden, gelangen durch die Truppen selbst bis in die Schützengräben der vordersten Linien.

Während diese Zeilen in Metz geschrieben werden, ist vom Westen dumpfer Kanonendonner hörbar, wie jetzt fast täglich. In der Woivre aber steigerte er sich mit zunehmender Nähe der Kampfplätze zum dröhnenden Getöse. Nördlich

von Toul und bei Verdun und im dazwischen liegenden Maasabschnitt dauern die Stellungskämpfe an. Daß außer dem Camp des Romains zwei weitere Sperrforts an der Maas niedergekämpft sind, ist amtlich schon gemeldet. Langsam gewinnen die Deutschen, trotz gelegentlicher Rückschläge, die sie erlitten haben, an Boden.



Sonntagsfrieden im Felde

Un einem grauen nebligen Oktobersonntag führen wir hinaus in das Tal des Rupt de Mad. Nach Novéant geht's über die Grenze. Bald überholen wir lange Munitions- und Proviantfuhrwerkkolonnen, wir fahren an Parkplätzen vorüber, wo emsiges fröhliches Treiben herrscht: ruhende Soldaten, Tabakpfeifen rauchend, lagern um lustig flackernde Feuer, ein friedliches Manöverbild. In den Kartoffeläckern, deren Frucht von der flüchtenden Bevölkerung nicht eingeheimst worden ist, graben deutsche Krieger. Außer der grauen Felduniform ist die blaue Garnisonuniform zahlreich vertreten: es sind Landsturmtuppen, mit der Sicherung der Etappen- und Bahnlinien beauftragt, die in Feindesland große Aufmerksamkeit verlangt und starke Kräfte beansprucht. Als Kopfbedeckung trägt der Landsturm die Wachstuchmütze mit dem Kreuz, wie man sie auf Bildern aus dem Feldzug von 1870/71 sieht. Dann und wann an der Straße ein Artilleriepark, die Geschütze blitzblank. Eine Ulanenpatrouille

reitet vorüber auf schönen Pferden. Auch die Trainpferde haben ein gutes, wohlgepflegtes und wohlgenährtes Aussehen. Eine Etappenfuhrpark-
 • Kolonne führt eine Menge von Holzlatten, die zur Verschalung von Schützengräben verwendet werden. In einem künstlich aus Geäst erstellten Gebüsch steht eine Batterie schwerer Artillerie verborgen gegen Sichtung durch Luftzeug. In den Dörfern verkehrt die zurückgebliebene Bevölkerung ruhig und friedlich mit den Leuten aus Germaniens Gauen und geht ihrer Beschäftigung nach. Die von uns benützte Straße, die doch seit Wochen einem täglichen Verkehr von Hunderten schwerer Fuhrwerke dient, ist in auffallend gutem Zustande, streckenweise neu beschottert. Ab und zu treffen wir eine Arbeiterkolonne, aus einheimischen Leuten gebildet, von deutschen Soldaten bewacht und angeleitet, zum Ausbessern der Straße verwendet. Ein willkommener Verdienst für die vom Kriege hart mitgenommene Bevölkerung.

Im übrigen herrscht heute, soweit es der Dienst und das Verhalten des Gegners erlauben, Sonntagsruhe, die ohne Verabredung auch auf französischer Seite beobachtet wird. Der Nebel, obwohl nicht sehr dicht, verhindert eine Zielbeobachtung auf größere Entfernungen und verurteilt ohne weiteres die Artillerie zum Schweigen. So ist es der Gesellschaft der Vertreter der neutralen Presse an diesem Tage vergönnt, bis in die deutschen Artilleriestellungen vorzukommen. Wir verlassen die Kraftwagen, die unter dem Schutz

der mit Karabinern bewaffneten Fahrer auf der Straße stehen bleiben und besuchen zunächst die Villa Luft. So haben Landwehr-Pioniere ihr in und an einem armseligen Bauerngehöft aufgeschlagenes, den Winden ausgefektes Quartier gekauft. (Berner Truppen würden es Allenlüften benannt haben.) Die teilweise fast kellerartigen Räumlichkeiten der Gebäude sind mit Stroh und Decken bewohnbar gemacht, wohnlicher aber sind jedenfalls die selbsterstellten Baracken und die in die Erde gegrabenen Behausungen. Lustig brennt das Feuer in der Feldküche. Fuhrwerke und Erdwohnungen sind auch hier durch Zweige und Geäst maskiert. Die Stimmung dieser Leute, die tagsüber ihre Ruhezeit haben, des Nachts aber, unter dem Schutze der Dunkelheit, ihre Befestigungsarbeiten ausführen, ist ganz ausgezeichnet, fast übermütig fröhlich. Die mitgebrachten Rauchsachen und Zeitungen verbessern sie noch.

Weiter geht's vom offenen Felde in einen Wald, im Vorüberschreiten an geräumten französischen Schützengräben vorbei, von denen einer Brandspuren zeigt, offenbar hatte das Lagerstroh des Grabens Feuer gefangen. Das ausgehobene und ausgeworfene Erdreich und der Grund der Gräben sind grün überwachsen von jungen aufsprießenden Gerstenhalmen; die Saat der aus dem Lagerstroh gefallenem Körner ist aufgegangen. Im Walde, in gut gedeckter Lage, ist ein Stabsquartier aufgeschlagen. Die Bretterwohnungen ganz angenehm, mit eisernen Heiz-

öfen versehen. Bombensichere Unterstände sichern — wenn auch nicht gegen Granatvollschuß — doch gegen Granatsplitter. An der Zeltbaracke des Kommandos ist sogar eine einfache Dorfuhre angebracht, die aus einem von den Bewohnern verlassenen brennenden Dorfe gerettet worden ist, daneben ein französischer Schutzpanzer.

Einen Kilometer vor dem Walde entfernt gelangen wir in eine Artilleriestellung, die gedeckt hinter einer Hügelwelle liegt, die Geschütze eingebettet, die Mannschaft eingebuddelt bis an die Nase, wie uns ein stammer gemütlicher bairischer Batteriechef, ein Hauptmann der Reserve, erklärt. Es sind Fußbatterien, die in Lauerstellung eingegraben bereit stehen, um feindliche fliegende Kolonnen, sobald sie sich zeigen, oder die französischen Schützengräben, wenn daraus stärker gefeuert wird, oder endlich die französische Artillerie, die ihre Stellungen häufig wechselt, unter Feuer zu nehmen. Die französischen Infanteriestellungen sind vierundzwanzig- bis sechs- und zwanzighundert Meter weit von der deutschen Artillerie entfernt. „Wir schießen nicht auf Spähen,“ bemerkt der Hauptmann, „sondern sparen unsere Munition auf für die Fälle, wo der Feind ein bedeutenderes Ziel zeigt.“ Die Batterien sind, wenn das Feuer ruht, nur von wenigen Leuten besetzt, der Rest ist nachts in Unterständen weiter rückwärts gedeckt untergebracht. Auch diese Wohnungen sind verhältnismäßig recht behaglich eingerichtet und gewähren

guten Schutz gegen Kälte. Am Tage wird, sofern die Verhältnisse nicht eine Besetzung der Batteriestellungen erfordern, wie im Frieden geübt und exerziert. Heute aber tummeln sich die Leute auch hier in harmloser Sonntagsfreude herum, da hüben und drüben Sonntagsfrieden herrscht. Der bayrische Batteriechef bestätigt die Tatsache, daß die in die Stellung einschlagenden französischen Granaten häufig Blindgänger oder Ausbläser sind und weist uns zum Beweis eine Anzahl unversehrter, leerer Granathülsen vor. „Jüngst war mein Geburtstag, den feierte meine Batterie, indem sie mir Blumensträuße in solchen Vasen überbrachte“, erzählt er, auf einen Ausbläser zeigend. Häufig zeigen sich eigene oder fremde Flieger über der Stellung. Der Hauptmann zeigt uns eine gut ausgeführte Fliegermeldung, hoch in den Lüften erstellt von dem Beobachtungsoffizier eines Flugzeugs, bestehend in einem Kroki, das eine hinter einem Walde aufgestellte feindliche Batterie darstellt. Er weist uns ferner einen aufgefundenen französischen Fliegerpfeil vor, der mehrere Zentimeter tief in eine harte Baumwurzel eingedrungen ist, in der der Pfeil noch steckt. Der Fliegerpfeil fällt infolge seiner Konstruktion immer auf die Spitze und übt eine furchtbare Wirkung aus. Er durchbohrt den menschlichen Körper von der Schulter bis zum Hüftgelenk. Doch sind die Treffer selten.

Heute hielt die Batterie Feldgottesdienst ab. Als Feldprediger amtete ein Unteroffizier, der als

Kriegsfreiwilliger in das Heer eingetreten war. Vor dem Abschied wird die Mannschaft mit ihrem Hauptmann von einem unserer Begleiter, einem Hofphotographen aus Metz, im Lichtbilde aufgenommen — in der Mitte der Gruppe saß ein derber bairischer Kanonier mit einem erbeuteten französischen Käppi auf dem struppigen Haupte. — Vater und Sohn dienen hier in der gleichen Ersatzbatterie, die aus Mannschaften verschiedener Altersklassen, Landwehr, Reservisten und Kriegsfreiwilligen, gebildet ist.

Einige hundert Meter seitwärts der Batteriestellung ist hinter einem Waldrand der Beobachtungsstand errichtet, von wo aus die Zielbeobachtung geschieht, die Feuerwirkung mit dem Fernrohr beobachtet wird und die Befehle telephonisch ausgehen. Die Gräben sind durch Fernsprecher unter sich und mit dem Beobachtungsstand verbunden. Leider gestattete heute der Nebeldunst nur eine unklare Einsicht in die französischen Stellungen.

Wieder einige hundert Meter weiter vorwärts liegen die Infanteriestellungen hinter einer sanften Bodenwelle, sechs bis achthundert Meter davor die französischen Schützengräben. Eine so zahlreiche Gesellschaft über das freie Feld vorgehen zu lassen, geht nicht an. Ein scharfer Beobachter mit gut bewaffnetem Auge könnte doch ein solches Ziel entdecken und unter Feuer nehmen. Der schwedische Oberstleutnant, der uns begleitet, erbittet und erhält von dem uns führenden Offizier die

Erlaubnis zum Vorgehen in die Infanterielinie. Wenn der Schwede geht, dann geht der Schweizer auch, denke ich bei mir und stürme, hastig die Erlaubnis erbittend, fast hätte ich gesagt erzwingend, nach. Ein deutscher Leutnant begleitet uns, damit wir nicht angerufen oder angeschossen werden. Im Lauffschritt geht es mit großen Seitenabständen vor in den mehr zur Beobachtung und Sicherung denn als Gefechtsstellung schwach besetzten, engen schmalen Schützengraben, dessen Erstellung ein schweres Stück Arbeit gekostet haben muß. Denn das Erdreich ist hier nicht nur steinig, sondern steinhart, fast nagelstuhartig. Es ist ein kalter und unfreundlicher Aufenthaltsort für die Besatzung, aber wirklich an diesem Friedenssonntag ungefährlich, ganz ungefährlich. Vor uns liegt auf etwa sechshundert Meter Entfernung, mit dem Feldstecher kaum als feine Linie bemerkbar, die französische Infanteriestellung. Die beiden Schützenlinien halten vollständige Waffenruhe. Nur in der Ferne fällt hie und da ein Schuß von einer Patrouille. Wir verabschieden uns mit einem herzlichen Gruße und kehren zur Gesellschaft zurück.

Im Rückmarsche zu unseren Kraftwagen begegnen wir einer aus lauter Kriegsfreiwilligen zusammengesetzten Sanitätsabteilung mit Kriegshunden, die auf das Auffuchen von Verwundeten namentlich im Walde abgerichtet sind. Jeder Hund trägt am Halse ein Glöckchen. Es sind überaus intelligente Tiere. In der Regel

werden sie an der Leine geführt, sollen sie auf die Suche von Verwundeten ausgehen, so lassen sie die Führer los. Ist ein Verwundeter gefunden, so springt der Hund zu seinem Führer zurück und holt ihn an Ort und Stelle. Auch in dieser Abteilung dienen Vater und Sohn. Der Großherzog von Oldenburg hat sich, wie man uns mitteilt, um das freiwillige Sanitätswesen und die Ab- richtung und Verwendung von Kriegshunden be- sonders verdient gemacht und dafür große Opfer gebracht. Ganze Abteilungen wurden auf seine Kosten ausgebildet und mit Kriegshunden ver- sehen. — Die Abteilung kommt von einer „Friedensübung“ zurück. Da reiten auch die leitenden Ärzte vorüber.

In Thiaucourt wurde ein längerer Halt ge- macht. Der in Friedenszeiten etwa zwölfhundert Einwohner zählende schmucke Flecken mit einem Schlosse war vollgepfropft von Soldaten. Eine Rue General Clinchant benannte Straße er- innert an den aus dem Übertritt der Bourbaki- Armee im Januar 1871 auf Schweizerboden be- kannten General Clinchant. Ob dieser wohl Bürger von Thiaucourt war? Am Gemeinde- haus prangte noch ein Plakat aus dem Juli d. J., auf dem in großen Buchstaben gedruckt stand: Thiaucourt. Cinéma. La lutte pour la vie . . .

In der Kirche gibt uns ein vom Kriegsfrei- willigen Stein, gewesenem Kapellmeister am Stadt- theater in Aachen, eingeübter und geleiteter Sol- datenchor ein kurzes Konzert. Der Chor setzt

sich zusammen aus Mannschaften eines aus sangesfrohen und sangeskundigen Rheinländern und Westfalen gebildeten Ersatzbataillons, das schon seit Wochen im Felde steht. Sie singen zuerst den Choral: Das ist der Tag des Herrn, sodann ein mir in Text und Weise unbekanntes Lied, Heimatliebe, in dem die ganze Innigkeit und Gemüths tiefe und opferfreudige Hingebung der deutschen Volksseele in ergreifender Weise in Tönen ausströmen. Sie singen vom schmerzlichen Abschied des ins Feld ziehenden Soldaten vom Mütterlein und von der Braut, von seinem freudigen Tode fürs Vaterland auf dem Feld der Ehre; mit hinreißendem Ausdruck, mit erschütternder Gefühlswärme. Auf's tiefste ergriffen sind die eingeladenen Zuhörer und die Menge der Soldaten, die mit ihnen die Kirche betreten hatten. Nichts wird je den unauslöschlichen Eindruck verwischen, den ich in diesem einfachen Kirchenkonzert empfangen habe. Den Schluß machte das frische Reiterlied Wilhelm Hauffs: Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod. Auf der erhöhten Terrasse der Kirche im Freien sang der Soldatenchor schließlich auf dringende Bitten der Zuhörerschaft noch ein frohes Rheinlied: 'Frish auf, frish auf zum Rheine. Auf dem Platz vor der Kirche standen dicht gedrängt die deutschen Soldaten und die fremden neutralen Journalisten. Und die einheimische französische Bevölkerung, soweit sie sich nicht mehr auf die Straße gewagt hatte, riß die Fenster

auf und lauschte der volltönenden Weise, die wie alle anderen Lieder ohne Text- und Notenbuch vollständig frei vorgetragen wurde. Als das Lied ausklang in den Worten: Am Rhein, am schönen Rhein, muß meine Heimat, meine Heimat sein — da brauste ein Beifallssturm durch die Gassen des alten französischen Städtchens.

Seither ist in der Gegend von Thiaucourt blutig gerungen worden. Das Bataillon, dem die Sängerschar angehörte, ist wohl auch im Kampfe gestanden, und manch einer der Sänger liegt vielleicht unter der Erde.

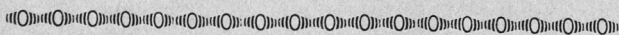
In lausender Fahrt brachte uns der Kraftwagen zurück, an den Toren von Metz vorbei ans rechte Moselufer. In der Vorstadt Montigny fährt eben ein Wagen mit Leichtverwundeten ein, Deutsche und Franzosen friedlich vereint mit sich führend. Noch steht ein Besuch des Seille-Abschnitts in der Gegend von Delme bevor, wo in den Augusttagen erbitterte Kämpfe getobt. Auf schnurgerader Straße geht die schnelle Fahrt über das topfebene, sturmfreie Festungsgebiet, zunächst an der Funkenstation von Metz vorbei, von der Senator Humbert in seiner bekannten Rede im französischen Senat im letzten Frühjahr gesagt, sie sei so stark, daß, wenn sie im Betriebe stehe, die Funkenstationen von Verdun und Toul gestört werden und nicht funktionieren.

Im Seille-Abschnitt besichtigen wir noch die Vorpostenstellungen zweier Kompagnien. Der dort

befehlige Brigadekommandeur, eine der militärischen Prachtgestalten, die unter den deutschen Generaloffizieren so häufig sind, geborener Bayer, begleitet uns und richtet ab und zu eine Frage an einen Landwehrmann. Unbefangen und bestimmt lauten die Antworten. Es bestätigt sich hier der Eindruck, den uns schon die Besichtigung der Stellungen bei Thiauourt hinterlassen hatte: es herrscht bei aller Strenge des Dienstbetriebs ein kameradschaftliches Vertrauensverhältnis zwischen Offizieren und Mannschaft; eine gute Mischung von unbedingter Vorgesetzten-Autorität mit wohlwollender Behandlung. Es sind meist Elsaß-Lothringer und Rheinpfälzer, die hier stehen. Die Feldwachen sind in Unterständen und Erdhöhlen wohl untergebracht, lustig flackert das Feuer, über dem die Abendsuppe brodelt. Die Infanteriestellungen, in die Kanonen und Maschinengewehre vorgezogen und eingebaut sind, stehen auch hier auf sechs- bis achthundert Meter am Feinde. Um eine Brücke über die Seille wird fast täglich gekämpft. Zwei Dörfer, die zwischen den beiden Stellungen liegen, sind in Trümmer geschossen. Abschnitte in der Stellung sind mit Drahthindernissen abgesperrt. Die Schützengräben sind stark ausgebaut, mit Unterständen versehen und auf starke Besetzung eingerichtet. Die Kanoniere führen den Karabiner. Auch hier finden wir in einer Batterie Vater und Sohn. Die Mannschaft ist aus Kriegsfreiwilligen, Ersatzreservisten und Landwehr gemischt.

In der Ferne hört man, aus der Richtung von Toul her, hie und da ein dumpfes Rollen, Kanonendonner. Hier an der Seille herrscht im übrigen heute ebenfalls Waffenruhe. Am Vormittag wurde Feldgottesdienst abgehalten. Der Brigadefommandeur erzählt uns von der Frömmigkeit der Thüringer, die in seiner gemischten Brigade ebenfalls vertreten sind. Sie sind zuverlässig und tapfer im Gefecht, aber sie wollen gebetet haben. — An einem der letzten Sonntage fand der Feldgottesdienst in einer geschützten Mulde zwischen den beidseitigen Artilleriestellungen statt. Während der Predigt des Feldgeistlichen schwirrten über den Köpfen der Truppe die Granaten herüber und hinüber.

Mit großen Eindrücken fuhren wir nächstlicherweile nach Metz zurück, das Herz bewegt von dem Lied von der Heimatliebe, das der Kriegerchor in Thiaucourt gesungen, das Auge voll von den geschauten Bildern des Sonntagfriedens im Felde.



Auf dem Schlachtfelde von Jilières

In einer Folge von mehreren Schlachten erzwang sich die im Luxemburgischen aufmarschierte fünfte deutsche Armee unter dem Oberkommando des Kronprinzen Wilhelm in den Tagen vom 22. bis 26. August die Übergänge über den Chiers und öffnete sich den Weg an die Maas. Der tief eingeschnittene Chiers, der von Longwy bis Longuyon in südwestlicher, von da an in nordwest-

licher Richtung bis zu seiner Einmündung in die Maas oberhalb Sedan fließt, bildet ein bedeutendes Hindernis. Eine Episode der großen mehrtägigen Schlacht, die in der Kriegsgeschichte den Namen der Schlacht bei Longwy und Longuyon tragen dürfte, der beiden bedeutendsten Orte des Schlachtgebietes, wo zugleich die Hauptentscheidungen fielen, bildet das Gefecht bei Fillières am 22. August. Das Dorf Fillières liegt sechs Kilometer westlich der deutsch-französischen Landesgrenze, achtzehn Kilometer südöstlich von Longuyon, auf einer Hochebene, am Kreuzungspunkte der Straßen Luxemburg-Esch-Etain und Diedenhofen-Mudon-Longuyon. Von drei Seiten, im Norden, Osten und Süden, ist diese Hochebene von Waldungen eingerahmt. Während sie sich gegen Norden in sanft welligem Gelände abdacht, fällt sie nach Osten und Süden in schroffen waldigen Hängen in das Tal der Orne ab, eines Bachlaufes, dessen Quellgebiet in dem gegen Luxemburg einspringenden Winkel von Französisch-Lothringen liegt und der zunächst eine südwestliche Richtung einschlägt, zweiundeinviertel Kilometer südlich Fillières in einem rechten Winkel umbiegt, sodann nordwestlich verläuft und sich bei Longuyon in den Chiers ergießt. Auch dieses Gewässer ist tief eingeschnitten.

Das Gefecht bei Fillières

Am Morgen des 22. August versammelte sich das zur fünften Armee gehörende sechzehnte Ar-

meeerkorps bei Numez, sechzehn Kilometer nordwestlich Diedenhofen, sieben Kilometer südlich der luxemburgischen Landesgrenze. In der Sammelstellung des Armeekorps traf die Meldung ein, daß die Franzosen mit starken Kräften in der Gegend von Mercy-le-Bas (an der Straße Longuyon-Briey-Mez, fünfzehn Kilometer südlich von Longwy) ständen. Dem Angriffsbefehl des Armeeeoberkommandos gemäß befahl der kommandierende General des sechzehnten Armeekorps, die Franzosen bei Mercy-le-Bas zurückzuwerfen. Die eine Division sollte links, frontal angreifend über die Höhen von Foppécourt, das auf einem dem Südrande der Crune-Schlucht entlang laufenden Höhenrücken liegt, gegen Mercy-le-Bas vorgehen, die andere über Errouville (vierundeinviertel Kilometer nordöstlich Fillières) und Serrouville (drei Kilometer östlich Fillières) über Fillières, zur Umfassung des linken französischen Flügels. Als die Spitze dieser Division bei Serrouville eintraf, kam die Meldung: Starke feindliche Kolonnen sind im Anmarsche von Bille au Montois (fünf Kilometer westlich von Fillières) auf Fillières. Daraufhin befahl der Divisionskommandeur den Angriff auf Dorf und Höhe von Fillières. Die Division ging in drei Kolonnen vor: Kolonne rechts gegen den Raum weiter nördlich Fillières zur Umfassung des linken feindlichen Flügels, Kolonne der Mitte, zwei Regimenter stark, gegen Fillières und die nördlich und südlich davon sich ausdehnenden Terrassen; Kolonne links südlich an Fillières vor-

bei durch die Schlucht der Crune. Die Artillerie bezog eine günstige Feuerstellung bei Serrouville, von wo aus sie über die vorliegenden Waldungen und das Crunetal hinaus das Gelände um Fyllières und das Dorf selbst wirksam bestreichen konnte.

Die Franzosen folgten auch hier ihrer Neigung zur Besetzung der Örtlichkeiten und vorgeschobener Stellungen. Sie setzten ihre vordere Linie fest am Dorfrande von Fyllières und den sich beidseitig anlehenden Bodenwellen, wo sich ihre Schützenlinien einrichteten, während der Kirchturm des Dorfes mit mehreren Maschinengeschützen und einem Beobachtungsposten besetzt wurde. Ihre Haupt- und Artilleriestellung bezogen sie weiter westlich, auf einer rückwärtigen Anhöhe, die Artillerie in gegen Sicht gedeckter Lauerstellung. Die von den Deutschen beabsichtigte Umfassung des französischen linken Flügels gelang zunächst nicht, gestaltete sich vielmehr zum frontalen Angriff, da die Franzosen ihren linken Flügel verlängerten. Wie die deutschen Schützenlinien, unterstützt von der Artillerie bei Serrouville, aus den Waldrändern ihren Feuerangriff eröffneten, wurden sie von den Franzosen mit Massenfeuer der Infanterie und dem Strichfeuer der Maschinengewehre überschüttet. Diese wurden jedoch von den deutschen Batterien bald zum Schweigen gebracht; der Kirchturm wurde in Brand geschossen. Als nach längerem Feuergefecht die französische Vorstellung erschüttert zu sein schien, brachen die deutschen Schützenlinien aus den Waldrändern, die

bis auf Nahfeuerentfernung an die französischen Feuerstellungen heranreichten, hervor, arbeiteten sich sprungweise heran und gingen dann zum Sturmangriff über, der durch eine von Serrouville her in die Feuerlinie vorgezogene Artillerieabteilung kräftig vorbereitet und unterstützt wurde. Die Franzosen räumten ihre Vorstellung und traten einen eiligen und verlustreichen Rückzug auf ihre Hauptstellung an. Das Dorf und die auf gleicher Höhe liegenden Bodentellen wurden von den Deutschen genommen. Nun aber kamen diese unter das wirksamste Kreuzfeuer der sorgfältig gedeckten französischen Batterien, deren genaues Zielen durch vorher aufgesteckte Markierpunkte noch erleichtert wurde. Die Deutschen, die hier eine ganze Stunde lang ohne eigene Artillerieunterstützung aushalten mußten, bis die feindliche Artilleriestellung aufgefunden war und beschossen werden konnte, erlitten bedeutende Verluste. Erst abends sieben Uhr konnte, nachdem inzwischen die deutschen Schützenlinien durch Reserven verlängert und verstärkt, sich vorgearbeitet hatten und die französische Hauptstellung durch die Artillerie erschüttert war, auch diese im Sturm genommen werden. Die Nebendivision links eroberte die Höhen von Joppécourt. Der Erfolg des Tages war das Zurückwerfen der französischen Kampfgruppe an und über den Chiers, in den Raum Longuyon-Spincourt. Die Gefechte der folgenden Tage, am 23., 24., 25. August vervollständigten die Niederlage der Franzosen.

Die Verluste

Die starken Verluste der Franzosen bestätigen sich aus einem später in die Hände der Deutschen gefallenen Tagebuch einer französischen Kompanie, in das Ihr Berichterstatter Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatte. Das in diesem Tagebuch enthaltene *Carnet de comptabilité* des Capitaine Vataire, Chefs der 10. Kompanie des 154. Infanterie-Regiments (Friedensgarnison Véroville) gibt als Ausrückungsbestand der Kompanie für den 22. August an: 1 Hauptmann, 3 Leutnants, 31 Unteroffiziere, 192 Soldaten. Gesamtbestand: 4 Offiziere, 223 Mann, 5 Pferde. Am 23. August werden aufgeführt: 1 Hauptmann, 1 Leutnant, 19 Unteroffiziere, 122 Soldaten. Gesamtbestand: 2 Offiziere, 141 Mann, 3 Pferde. Somit erlitt die Kompagnie am 22. August einen Verlust an Toten, Gefangenen, Vermißten und Verwundeten von 2 Offizieren (wovon laut Tagebuch einer gefallen, einer gefangen), 82 Mann (wovon laut Tagebuch 12 Unteroffiziere und 70 Soldaten) und 2 Pferde. Von diesem Abgang wird eine erhebliche Zahl als gefangen oder vermißt aufgeführt. Am 26. August verzeichnet das *Carnet de comptabilité* infolge Zuwachses aus dem Depotbataillon einen Gesamtbestand der Kompanie von 2 Offizieren, 261 Mann, 3 Pferde. Der Zuwachs von 120 Mann setzte sich zusammen aus 11 Unteroffizieren und 109 Soldaten. Dieses herausgegriffene Beispiel einer einzelnen Kompanie, die vielleicht infolge besonderer Verhält-

nisse außergewöhnlich stark gelitten hatte, kann zwar nicht als Maßstab für die Gesamtverluste genommen werden. Aber seine Zahlen sprechen doch eine deutliche Sprache. Dabei erinnere man sich der Thatfachen, daß die Franzosen immer noch keine Verlustlisten herausgegeben haben.

Das Schlachtfeld

Unsere Darstellung des Gefechts bei Jillicères stützt sich auf die Erklärungen, die uns ein Mitkämpfer, Herr Hauptmann Knauts, Inhaber des Eisernen Kreuzes, an Ort und Stelle gegeben hat. Herr Hauptmann Knauts führte am 22. August eine Kompanie des Infanterieregiments, das von Serrouville her zunächst der Straße folgend, dann sich nach links entwickelnd und den steilen Waldhang östlich von Jillicères ersteigend, den südlichen Abschnitt der Stellung von Jillicères angriff. Er wurde bei dem Angriff dreifach verwundet, zuerst bei der Erkundung durch einen Schuß in die linke Hand, dann während des Angriffs durch einen Brustschuß und schließlich durch einen Granatsplitter am linken Schenkel. Für sein tapferes Verhalten erhielt er das Eiserne Kreuz. Seine schlicht und klar, mit militärischer Knappheit und vornehmer Zurückhaltung der eigenen Tätigkeit vorgetragene Beschreibung des Gefechtsverlaufs führte uns, obwohl seit dem Tage des Gefechts schon zwei Monate verstrichen waren, den Kampf mit so lebendiger Anschaulichkeit vor Augen, daß man ihn mitzuerleben glaubte. Das

Schlachtfeld, das zwar in der Hauptsache von den Deutschen abgeräumt war, trug doch noch deutliche Spuren des Kampfes und regte die Vorstellungskraft mächtig an. In den Dörfern eine beklemmende Menschenleere. Noch liegt auf vielen Feldern das Getreide, das nicht eingeheimst worden, faulend am Boden. Flüchtig aufgeworfene Deckungen, von Granaten aufgewühltes Erdreich, da und dort ein umgestürzter, halbzerschossener Wagen, Granathülsen, die zeigen, daß auch hier viele Ausblaser fielen, Granatsplitter, deutsche und französische Infanteriepatronen, zer Schlagene Nebelgewehre, französische Tornister, Patronentaschen, Bekleidungsstücke, Gamellen mit Speiseresten, Schuhe mit groben, schlechten Flickern, oft mehrere an einem Paare, wohl von Verwundeten ausgezogen, weil sie drückten, blaue Überzüge um die roten Käppi, nicht zu vergessen endlich die berühmten *sagots de bois*, das Bündel von drei niedlichen, hübsch dekorativ geschnittenen Scheitchen aus Rundholz, das der französische Infanterist seit Napoleons I. Zeiten immer noch auf dem Tornister zum Anzünden des Lagerfeuers mit sich trägt, heutzutage eine reine Spielerei und unnötige Belastung. Alle diese Gegenstände lagen auf dem Schlachtfelde zerstreut oder in Häufchen zusammengetragen herum.

Den tiefsten Eindruck aber machen die zahlreichen mit Blumen oder Kränzen geschmückten Kriegergräber, jedes durchschnittlich fünfzehn bis zwanzig Gefallene bergend, meistens Deutsche

und Franzosen getrennt, mit Inschriften: Hier ruhen 18 Deutsche — „Hier liegen 22 Franzosen, die Kreuze der Offiziersgräber die Namen der Gefallenen tragend. Die französischen Gräber mit Tornistern hübsch eingerahmt, auf dem Grabe der französischen Offiziere die Trikolore mit blauen, weißen und roten Tuchstücken oder mit Blumen in denselben Farben erstellt. Für diesen sinnigen Gräberschmuck haben die Franzosen eine besondere Vorliebe. Die deutschen Offiziersgräber tragen auf dem Kreuzstock einen Helm. — Auf einem Acker pflügen zwei alte Bauern mit vergrämten Mienen, ein junges, verschüchtertes Mädchen bringt ihnen das Vesperbrot. Im Dorfe aber verkehrt die kleine württembergische Landsturm-Besatzung gemüthlich mit den zurückgebliebenen französischen Einwohnern und scherzt mit den Kindern. Geschwägige Frauen erzählen uns von der Angst, die sie während der Schlacht in den Kellern verborgen ausgestanden, von den Verwundeten, die alle nicht zerschossenen Häuser nach dem Gefecht anfüllten, von der Hilfe, die sie geleistet haben. Fyllières hat übrigens in dem Begegnungsgefecht weniger gelitten als viele andere Dörfer der Gegend. Das Dach des Kirchturmes ist schon ausgebeffert.

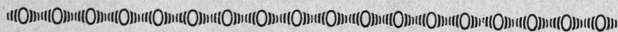
In dem stillen Waldtale der Crune, zwischen Serrouville und Fyllières, liegen hart am Wege einige wohlgepflegte Einzelgräber. Ein besonders reich mit Blumen und Kränzen geschmücktes trägt auf dem Kreuze die Inschrift: Dem fürs Vater-

land gefallenen treuen Gatten und Vater Major v. Schlieben. An seinem Geburtstage, 19. 9. 14. Es ist die Ruhestätte des gefallenen Kommandeurs des Bataillons, dessen vierte Kompanie Hauptmann Knahths geführt hatte. Major v. Schlieben war am nahen Waldrande gefallen im Augenblicke, wo er sorglos eine Zigarre anzünden und den Gefechtsbefehl für sein Bataillon ausgeben wollte. Er war aus dem schützenden Walde herausgetreten und sofort von französischen Schützen aufs Korn genommen worden. Von einer Kugel in die Stirne getroffen war er tot zusammengebrochen.

Wenige Schritte abseits der Straße liegt im Grunde des Waldtäschens die Mühle von Serrouville mit dazugehörenden Wohn- und Wirtschaftsbaulichkeiten. In diesem Gehöfte war am 22. August der Hauptverbandplatz der Deutschen. Hier lagen am Abend des Schlachttages wohl an die tausend Verwundete, Deutsche und Franzosen, die Schwerverwundeten unter Dach und Fach auf Matrazen und Stroh gebettet, viele leichter Verwundete in den Scheunen oder im Obstgarten oder im Hofraume. Hierher war auch Hauptmann Knahths gebracht worden. Er rühmt die Hilfsbereitschaft der Müllersleute, welche ihr Möglichstes taten, um die Not der Verwundeten zu lindern; er lobt besonders die werktätige Hilfe der Frauen. Da kommen sie auch schon herbei, der Müller, die Müllerin, ihre Tochter und deren Freundin und ein kleiner Junge. Zutraulich lassen sie sich in ein Gespräch ein, die Müllerin will

sogar den Hauptmann wiedererkennen. Die guten Leute haben auch zwei Söhne im französischen Heere stehen, von denen sie seit der Mobilmachung am 1. August ohne Nachricht sind.

Die Kriegergräber bei der Mühle von Serrouville werden in guter Hut sein. Die Müllersleute werden sie hegen und pflegen, aus menschlichem Mit- und Pietätsgefühl, aus Achtung vor der Hoheit des Soldatentodes und vielleicht auch ein klein wenig aus verzeihlicher Berechnung. Denn über Jahr und Tag, wenn der Krieg, so die Geschichte es fügen, zu Ende sein wird, werden Hunderte und Tausende aus Deutschland und aus Frankreich an die Stätten pilgern, wo die fürs Vaterland gefallenen Väter, Söhne, Brüder und Geliebten im kühlen Schoß der Erde ruhen. Und Jahr für Jahr wird sich die Pilgerfahrt des jüngeren Geschlechtes wiederholen in die Gegenden, wo jetzt der Krieg tobt, während die Alten, wie schon seit 1870, den Gräbern von Spichern und Wörth, von Mars la Tour und Gravelotte, ihre Huldigung darbringen.



Im zerstörten Longwy

Während sich in den Tagen vom 22. bis 26. August die fünfte deutsche Armee durch die siegreichen Schlachten von Longwy und Longuyon die Tore nach der Woivre und an die Maas öffnete, wurde die Artillerie eines Armeekorps nebst einer starken Infanterie-Abteilung mit der Beschießung

und Eroberung der Stadt und Festung Longwy beauftragt, die hart an der belgischen Grenze auf einer das Tal des Chiers beherrschenden, sich um hundertundzwanzig Meter über die Talsohle erhebenden felsigen Höhe liegt. Zum vierten Male im Zeitraume von hundertzweiundzwanzig Jahren ist das Felsenest erobert worden: 1792 von den Preußen vor dem Treffen von Valmy, das dem Feldzuge die für die Truppen der jungen französischen Republik günstige Wendung gab, 1815 von den Alliierten nach einem Bombardement von acht Tagen, 1870 von den Deutschen nach längerer Belagerung und tapferer Gegenwehr der Franzosen und nun abermals in den letzten Augusttagen 1914 nach einer Beschießung, die zweieinhalb Tage dauerte.

Der untere, offene und industriereiche Stadtteil, Longwy-Bas genannt, zeigt nur wenige Spuren des Kampfes. Bloß die Brücke über den Chiers und einige in der Nähe stehende Häuser wurden beschädigt oder zerstört. Die Brücke war bei unserm Besuch längst so wiederhergestellt, daß der Verkehr ungehemmt darüber gehen konnte. Die Oberstadt Longwy-Haut dagegen ist durch die deutsche Beschießung buchstäblich in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Die deutsche Gründlichkeit hat hier gleich zu Anfang des Feldzuges in Frankreich ein Werk vollbracht, das fast wie ein gewolltes warnendes Beispiel den Beweis vorlegte, daß die Mauer- und Erdwerke der veralteten Festungen an der französische

belgischen Grenze den modernen Geschützen nicht mehr standzuhalten vermögen. Ober- und Unter-Longwy zählten vor dem Kriege zusammen eine Bevölkerung von neun- bis zehntausend Seelen, von denen etwa dreitausend auf die Zitadellen- und Soldatenstadt Longwy-Haut entfielen. Der Bau der Festung Longwy wurde 1678 nach dem System Vauban begonnen. Über dem südlichen, fast unbeschädigten äußeren Stadttore stehen die Jahreszahlen 1683 — R 1859, die sagen, daß der Festungsbau im Jahre 1683 beendigt und im Jahre 1859 gründlich erneuert worden ist. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege wurden die Festungswerke abermals wiederhergestellt. Auch eine Wasserversorgung wurde eingerichtet, die Überbleibsel des Wasserturms tragen die Fahrzahl 1876. Der Stadtkern, dessen Straßenzüge rechtwinklig angelegt waren, hatte einen Durchmesser von etwa dreihundert Metern und war von einer zweifachen, an einzelnen Stellen von einer dreifachen Umwallung mit gemauerten Wallgräben und vorgeschobenen Bastionen umgeben. Die vorspringenden Bastionen waren mit drei, die einspringenden Ecken und die zwischen den Bastionen liegenden Wälle mit zwei Gräben versehen. Je ein Paar von inneren und äußeren Toren, die unter sich und mit der Außenwelt durch Zugbrücken verbunden waren, schloß die Stadteingänge zu der in süd-nördlicher Richtung angelegten Hauptstraße, der Grande Rue ab. Alles in allem eine recht altertümlich anmutende Festung.

Das war einmal. Mit alledem hat die deutsche Beschießung eine Abrechnung gehalten, die wohl Longwy als Festung für immer aus der Geschichte streichen wird. Von der Oberstadt und Zitadelle sind heute nur noch Ruinen und einige Wälle, Tore und Bastionen übrig, in denen ein starkes deutsches Landsturm-Wachtkommando haust.

Die Deutschen verzichteten bei ihrem Angriff auf eine Einschließung der Festung. Außer der gesamten leichten Feldartillerie eines Armeekorps kamen zwei schwere Feldbatterien, je eine 21 Zentimeter-Mörser- und eine 15 Zentimeter-Haubiz-Batterie, jedoch weder ein 42 Zentimeter-Brummer, noch eine österreichische 30,5 Zentimeter-Haubizbatterie zur Verwendung. Halbkreisförmig wurden die Batterien gegen die Nordfront der Festung, die sturmreif gemacht werden sollte, aufgestellt, die leichten in einer Entfernung von fünf bis fünfeinhalb Kilometern, die schweren auf sieben bis neun Kilometer Entfernung. Die Infanterie bivakirierte vor den Artilleriestellungen, gedeckt in den bis auf zwei Kilometer bis an die Nordfront heranreichenden Wäldern. Nach einer sechzigstündigen Beschießung waren die äußeren und inneren Wälle und Grabenmauern der Nordfront so zerschossen und zermürbt, daß für den Infanterieangriff regelrechte Sturmgassen geschaffen waren. Die im Vorgelände und in den Grabensohlen angelegten Drahtverhaue waren vom Granatfeuer niedergelegt, zerrissen und für Infanterie ebenfalls gangbar gemacht; die Stadt —

deren Bewohner übrigens vor Beginn der Beschießung, ausgenommen eine Anzahl Wirthe und Epiciers, ausgezogen waren — in einen Schutthaufen verwandelt; die Festungsartillerie größtentheils zum Schweigen gebracht, die in den Kasematten untergebrachte Infanterie moralisch erschüttert — schon waren mehrere Gewölbe der Hohlräume von den Granaten der schweren Geschütze durchgeschlagen, ihre Insassen lagen von Granatsplittern erschlagen oder lebendig begraben unter zersprengtem Gemäuer und dem nachstürzenden Erdreich, das die Gewölbe bedeckt hatte. Der übrigen Besatzung drohte das gleiche Schicksal. Die militärische Ehre der Besatzung war durch den zweieinhalbtägigen, unter dem Grauen des Todes geleisteten tapferen Widerstand gerettet, ein Ausfall oder weitere Gegenwehr mußte zu einem zweck- und nutzlosen Blutbad führen, denn die Festung war sturmreif, ihre Sturmfreiheit gebrochen. Als daher die deutsche Infanterie zum Sturme antrat, hißte der Festungskommandant die weiße Flagge und übergab sich mit Festung und Besatzung. In ritterlicher Anerkennung seiner Haltung wurde er von dem deutschen Sieger mit der größten Hochachtung behandelt und durfte seinen Degen behalten. Von der Besatzung waren dreihundert Mann tot oder verwundet, dreitausend fielen unverwundet in deutsche Gefangenschaft.



Über zwei Monate sind verflossen seit der Übergabe von Longwy, das ich dreimal besucht und besichtigt habe, um mir einen vollständigen Einblick in die Wirkungen des deutschen Granatfeuers zu verschaffen.

In Longwy-Bas weht die schwarz=weiß=rote Flagge über dem deutschen Kommandanturgebäude, an dessen Mauer ein in Maschinenschrift geschriebener Anschlag mit dem Datum des Tages der Besetzung zu lesen ist, dessen Anfang lautet:

Longwy-Bas

Longwy, 27 août 1914.

Le commandant des troupes allemands.

Avis aux habitants de Longwy

Le commandant des troupes allemands vous fait connaître que la vie et les biens des habitants seront absolument respectés par les troupes allemands. Au cas que la population se montre hostile, je rendrai responsable la population entière . . .

Die deutliche Sprache der Bekanntmachung scheint hier ihre Wirkung getan zu haben, das Städtchen ist, wie oben erwähnt, ziemlich unverfehrt, im Gegensatz zu vielen Dörfern dieser Gegend, die im deutschen und französischen Granatfeuer des Ortsgefechtes oder in den rächenden Flammen wegen Beteiligung der Bewohner am Kampfe ganz oder teilweise untergegangen sind, so Murville, Haucourt, Audun-le-Roman.

Auf der in mehreren Schlingen ansteigenden Straße erreicht man die eine starke Viertelstunde

oberhalb Longwy=Bas auf ihrem Felsenkern thronende Festungsstadt. Der Verkehr auf der die beiden Stadttheile verbindenden Straßenbahn ist selbstverständlich eingestellt. Am südlichen, fast unbeschädigten Stadttor weise ich den Erlaubnischein zum Betreten der zerstörten Festung vor und erhalte Einlaß mit der ausdrücklichen Bemerkung: auf eigene Rechnung und Gefahr. Denn das Herumwandern in dem Wirrsal von Ruinen und in den Rasematten, deren Gewölbe durchgeschlagen sind, verlangt Vorsicht. Die zerbohenen Schienen der Straßenbahn und ein großes kreisrundes Loch vor dem Stadteingang geben einen Vorgeschmack von der Gewalt der einschlagenden Granaten. Am Tore, das den Namen Porte de France trug, steht jetzt eine Tafel mit der Aufschrift: Deutsches Tor. Unter dem Torbogen sind noch verschiedene Bekanntmachungen angeschlagen, unter anderen eine, die in großen Lettern ankündigte: Ville de Longwy, Théâtre de ville. Samedi 4 juillet. Tournée Karrenbauer: Brevannes. Wir überschreiten den neueren Wallgraben auf der Zugbrücke und überblicken, nachdem wir auch den Bogen des inneren Tores durchschritten haben, mit einem Male die unbeschreibliche Verwüstung. Der deutsche Offizier, in dessen Begleitung ich einen meiner Besuche auf dem Trümmerfelde machte, versichert mir, daß das Bild im kleinen genau dem von Messina nach seiner Zerstörung durch das große Erdbeben gleiche, dessen Schauplatz er kurz nach

der Katastrophe besucht habe. Die Mitte der Hauptstraße und der wichtigeren Nebenstraßen, von denen die eine nach dem Straßenschild den Namen Rue d'Alsace trägt, sind von deutschen Soldaten und unter ihrer Aufsicht stehenden einheimischen Arbeitern aufgeräumt worden, so daß sie jetzt bequem zu durchschreiten sind. Von vielen Häusern ist kein Stein auf dem andern geblieben. Da die deutsche Beschießung sich konzentrisch gegen die Nordfront der Stadt und Festung richtete, ist im südlichen Stadtteil verhältnismäßig die Zerstörung noch am geringsten. Von der Kaserne, vor der mächtige Haufen Granaten und alte Rundgeschosse größeren und kleineren Kalibers (alte Bomben und Handgranaten?) in regelmäßigen Haufen aufgeschichtet liegen, und von dem Gebäude der Festungsverwaltung stehen noch die Umfassungsmauern. Das Verwaltungsgebäude trägt die unversehrte Aufschrift: Manutention militaire. Davor sind eine Menge Mehlkästen aufgeschichtet. Auf den Plätzen stehen halbzertrümmerte Fuhrwerke aller Art, darunter auch ein von einer Granate getroffener Kraftwagen, zu einem Park zusammengestellt. Ein noch einigermaßen erhaltenes Gebäude ist als Hôpital bezeichnet, und der Karbolgeruch in seiner Umgebung bekundet seine Zweckbestimmung. In der schönen, im Rokokostil erbauten Kirche, auf deren stark beschädigtem Turme jetzt eine deutsche Fahne flattert, hängen an den Wänden einige schöne Gemälde, in den Nischen stehen die Altäre, Hei-

ligenbilder und Statuen noch ziemlich unbeschädigt. Aber die Glasgemälde des Chores sind zersplittert, das Gewölbe zeigt große Breschen von eingeschlagenen Granaten, der Fußboden ist mit Trümmern des heruntergestürzten Gewölbes bedeckt, und durch die Decke leuchtet der blaue Himmel. — Am Rathaus, dem Hôtel de ville, ist die Hauptfassade mit schönen Reliefs in der Giebelfläche und den drei mit Säulen geschmückten Eingangspforten noch erhalten; aber durch die hohen Fenster schaut das Grauen. Im Erdgeschoß sind in einem Raume noch Regale und Büchergestelle sichtbar. Vermutlich sind die Archive noch rechtzeitig ausgeräumt worden. Im Erdgeschoß eines Privathauses, des einzigen, das nicht in Grund und Boden geschossen ist, sind noch einige Bücher, Stühle und andere Möbel stehen geblieben, darunter auch ein beschädigtes Klavier, dessen Saiten meinem Anschlag mit einigen wimmernden Klagetönen antworten.

In dem greulichen Wirrsal sind schon die Zeichen des deutschen Ordnungssinns sichtbar. Der Wanderer wird zurechtgeleitet durch Wegweiser mit Inschriften, wie: Nach Bastion 3 — Nach der Hauptstraße. An Stelle der zusammengeschossenen Zugbrücken sind hölzerne Notbrücken errichtet; hölzerne Treppen führen von den zerfetzten Wällen in die Gräben hinunter.

Ich betrete nun beim Nordtor das Vorge-
lände, das auffallend wenig Flurschaden zeigt,

ein Zeugnis für die Genauigkeit des deutschen Geschützfeuers. Vor dem äußeren Nordtore stehen noch einige französische Geschütze mit zerstörten Ziel- und Verschlussvorrichtungen. Die meisten sind schon weggeführt. Die zerrissenen Drahtverhaue bilden kein Hindernis mehr für die Infanterie. In den Gräben aber gilt es Vorsicht zu üben. Noch sind nicht alle Minen gefunden und unschädlich gemacht. Auf Wall und Graben liegt hier und da eine Granate mit dem Zünder. Aber die vielen gewaltigen Trichter im Umfang von mehreren Metern und die ringsherum im Kreise zerstreuten zahlreichen großen und kleinen Granatsplitter beweisen, daß die Blindgänger nicht häufig waren. Die Schanzen der westlichen und östlichen Flanken der Festung weisen, im Gegensatz zur Nordfront, nur wenige Breschen von Fehlschüssen auf. Die in Eisenbeton errichteten Geschützstände auf den Wällen sind vernichtet. Hier hat manch braver Kanonier sein Leben gelassen. Die Brustwehren sind abgestuft.

Nun in die Kasematten! Ein Modergeruch wie von Blut und Leichen dringt aus den dunkeln Hohlräumen. Die Lichtgänge, die den unterirdischen Lagerräumen der Besatzung eine spärliche Beleuchtung gaben, sind mit herabgestürzter Erde und Gerümpel aller Art angefüllt, so daß man nur mit Mühe einen Weg findet. Alle möglichen Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände liegen herum. Ein kleiner Raum ist als Infirmerie bezeichnet. Nach Formular be-

druckte Verwundeten-Kärtchen liegen herum. Ein anderer, noch kleinerer Raum muß der Operationsaal gewesen sein. Ein primitiver Operationstisch, eine Badewanne, fließendes Wasser, ein Kohlenofen sind noch darin vorhanden. Vom Boden aus der schmutzigen feuchten Erde hebe ich den Deckel einer Operationsinstrumenten-Tasche und ein Buch auf: es ist das Règlement sur le service de santé de l'armée à l'Intérieur, gedruckt in Paris in der Librairie militaire Chapelot et Co. 1902. Ein Band von 566 Seiten Groß-Oktav! Auf der Umschlagdecke steht mit Tinte die handschriftliche Bezeichnung: Hôpital temporaire B. Mit etwas weniger umfänglichen Büchern und etwas gesünderen und besser eingerichteten Räumen für Kranke und Verwundete wäre wohl der Festungsbefähigung mehr gedient gewesen.

In den Kasematten liegen Matratzen, Strohsäcke, Sandsäcke, alte Kleider durcheinander. Auch ein Frauenhut findet sich irgendwo. In eine der dunkeln unterirdischen Kammern strömt durch eine schmale Verbindungspforte aus dem Nebenraume ein fahles Licht herein: in das Gewölbe der Kasematte dieses Nebenraumes ist von der Granate eines schweren Geschützes ein mächtiges Loch geschlagen worden, durch das das Tageslicht hereinflutet. Das herabgestürzte Mauer- und Erdwerk füllt den Raum halb an und hat auch die Verbindungstür fast verstopft. Dank meinem spärlichen Leibsumfange drücke ich mich durch,

nicht ohne daß mir mein Begleiter die Mahnung zu erhöhter Vorsicht mitgibt. Es bedarf keiner Auforderung dazu, den Aufenthalt in dem düstern, unheimlichen Raume nicht lange auszudehnen. Denn ein durchdringender Leichengeruch strömt mir entgegen . . . Unter Schutt und Erde liegen hier noch französische Leichen. Viele sind schon ausgegraben und bestattet worden. Auch diese werden eine ehrliche, anständige Ruhestätte erhalten.

Ich suche wieder Luft und Licht der Oberfläche auf und mache mich auf den Heimweg: Im Vorbeigehen lese ich am Rathhaus in Majuskeln gemeißelt das Wort: Justice. Daneben zwei Bekanntmachungen. Die eine beginnt:

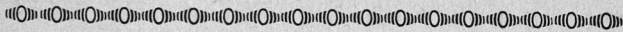
Vente par suite de saisie immobilière de deux maisons. Die andere: Vente par licitation d'une maison avec jardin au plus offrant et dernier enrichisseur, etc.

Käufer und Verkäufer brauchen sich heute keine Sorgen zu machen. Longwy-Haut ist gewesen. Es wird auch kaum wieder aufgebaut werden.

Im Überschreiten der Brücke über den Festungsgraben der unbeschossenen Südfront der Umwallung blicke ich hinunter: freundliche Gärten liegen im Grunde. Hier haben die französischen Festungssoldaten ihr Gemüse, ihren Kohl und ihre Zwiebeln gepflanzt.

Ich schlage den Weg nach Longwy-Bas ein. Etwas außerhalb des Festungstores stehen links an der Straße drei Häuser, zwei davon, die beiden äußeren, sind von Granaten, die wohl zu hoch

gingen und über die Festung hinüberflogen, arg zerschossen. Das Haus in der Mitte ist unbeschädigt, aber geschlossen. Keine Seele weit und breit. Wie ich hinüberblicke, lese ich über der Haustüre: Hôtel de la paix — Friedenshof!



Schonung von Kunstschätzen im Kriege

Die deutsche Kriegführung ist wiederholt angeklagt worden, unnötigerweise Kunstschätze zerstört zu haben. Auch aus neutralen Staaten ist sie deshalb auf Grund einseitiger Berichte voreilig in Protesten mit Vorwürfen überhäuft worden, die meines Erachtens unbegründet waren. Freilich, das ist nicht zu bestreiten, daß die deutschen Heeres- und Truppenführer, so wenig wie die Gegner, Kunstgegenstände schonen, wenn der Kriegszweck deren Zerstörung erfordert. Sie würden ein Verbrechen an ihrem eigenen Volke begehen, wenn sie anders handelten. Wenn der Feind den Turm einer Kathedrale als Beobachtungsposten benützt oder hinter ihr seine Batterien aufstellt, so beschieße ich diese Kathedrale, mag ihre Zerstörung hundertmal als Barbarei bezeichnet werden. Eine viel größere Barbarei wäre es, wenn ich als verantwortlicher Truppenführer anders handelte und dadurch vielleicht Hunderte braver Krieger dem Verderben preisgäbe und die eigene Kriegskraft schwächte. Krieg ist Krieg, und wer seinen Endzweck erreichen will, muß die Vernichtung des Feindes wollen. Wenn

der Feind sich in einer Ortschaft eingenistet hat und daraus unsere Truppen beschießt, so habe ich als Truppenführer das Recht und die heilige Pflicht, ihn und die Ortschaft zu beschießen, auch wenn dabei die wertvollsten Kunstschätze zugrunde gehen. Handelte ich anders, so gehörte ich vor das Kriegsgericht und verdiente schmachvolle Strafe. Diese Grundsätze des Kriegsrechts, die so gut für den Schweizer wie für den Deutschen und Franzosen gelten, sind so selbstverständlich, daß man kein Wort darüber sollte verlieren müssen. Aber es sind, selbst von Leuten, denen man ein Urtheil zu trauen dürfte, in dieser Hinsicht so unbesonnene und ungerechte Worte gefallen, daß es sich wohl rechtfertigte, hierauf zurückzukommen.

Zu verurtheilen ist im Kriege die Zerstörung von Kunstgegenständen nur dann, wenn sie zwecklos, wenn sie durch den Kriegszweck nicht geboten ist. Ich glaube nicht, daß die deutsche Kriegführung sich gegen diesen Grundsatz verfehlt hat, jedenfalls nicht mehr als die ihrer Gegner. Wiederholt sind auch in der neutralen Presse urkundliche Zeugnisse dafür veröffentlicht worden, daß die deutsche Kriegführung, von den höchsten Stellen aus, das Mögliche tut, um Kunstschätze vor Zerstörung zu bewahren, wenn es die Rücksicht auf den eigenen Vorteil und den eigenen Schutz erlaubt. Heute sei diesen Zeugnissen eine Urkunde beigelegt, die beweist, daß auch in den mittleren und unteren Graden des deutschen Offizierkorps der gleiche Geist herrscht und sich auch selbst tätig äußert.

Auf dem Gouvernement in Mek überbrachte heute in meiner Gegenwart eine Ordonanz aus einem Orte in der Woevre einen Brief, der nachstehend in Abschrift, selbstverständlich unter Weglassung von Ort, Namen und Bezeichnung des Truppenverbandes, veröffentlicht sei. Er lautet:

B . . . , 18. Nov. 1914

Ein Notschrei findet vielleicht bei Ihnen ein Ohr. In Etain liegen im Gebiete unserer Division unschätzbare Kunstschätze. Sie befinden sich in dem Hause eines Notars, der Sammler gewesen ist. Vor allem soll die Bibliothek sehr wertvoll sein und auch einige Porzellangegegenstände. Das Haus ist zerschossen, der Regen vernichtet alles. Kann das nicht durch das Mezer Museum dem Besitzer und der Menschheit gerettet werden?

Vielleicht können Sie das veranlassen. Ich bitte um Nachricht, wenn Sie etwas abholen lassen und werde dann zur Stelle sein.

Ihr sehr ergebener

F . . . , Hauptmann im Stabe der . . . R. D.

Die zuständige Abteilung des Gouvernements Mek wird das Nötige veranlassen, damit dem Notschrei Folge gegeben wird. Wir können beifügen, daß auf Anregung eines Offiziers des zuständigen Divisionskommandos schon vor einiger Zeit das Gemeindearchiv von Etain mit alten

wertvollen Urkunden nach Metz geschafft wurde, um es vor Zerstörung zu bewahren. Es wird nun im Metzger Bezirksarchiv verwahrt, um nach dem Kriege der Gemeinde Etain wieder zugestellt zu werden. Und der Herr Notar wird seine Bibliothek ebenfalls wiedersehen.

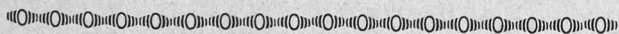
Vielleicht trägt die Veröffentlichung dieser urkundlich beglaubigten Tatsachen dazu bei, Ururteile gegen die deutsche Kriegsführung zu befeitigen und ungerechten Anschuldigungen gegen das deutsche Offizierkorps den Boden zu entziehen. Denn wie der Hauptmann, der die oben abgedruckte Eingabe verfaßt hat, so denkt und handelt sicherlich das ganze deutsche Offizierkorps, das sich aus den gebildeten und kunstsinigen Kreisen des Volkes zusammensetzt.

Es widert mich daher förmlich an, wenn ich in der Pariser Zeitung Le Journal folgende in allem Ernste erhobene Anklage lese: Die deutschen Antiquare in Paris hätten beim Ausbruch des Krieges nur deshalb so schnell Paris verlassen, um während des Krieges um so rücksichtsloser die französischen Kunstschätze ausbeuten zu können. Jetzt stehe nämlich bei Reims hinter jedem deutschen Richtkanonier ein Antiquar, der das Ziel bezeichne, das heruntergeschossen werden und alsdann in Deutschland verkauft werden solle. Abgesehen von dem technischen Unsinn, der in dieser Behauptung liegt, sollte die Achtung vor der Urteilskraft der eigenen Leserschaft ein Blatt, das sich an die Bevölkerung einer Weltstadt wen-

det, vor solchen Abgeschmacktheiten bewahren. Der Krieg scheint aber auch in gewissen Redaktionsstuben arge Verwüstungen angerichtet zu haben.

Ich erinnere mich bei diesem Anlaß mit Vergnügen einer kleinen Begebenheit, die ich erlebte, als ich mit meinem Kollegen Georg Dueri in die Woebre fuhr. In jenem von seinem Besitzer verlassenen Schlosse, wo wir ein Lazarett für Schwerverwundete besuchten, lernten wir einen Stabsarzt kennen, der sich als großer Kunstliebhaber und auch als bedeutender Kunstkenner auswies. Unter den vielen Hausgeräthschaften von Kunstwert, die in dem alten Schlosse aufgespeichert lagen, befand sich auch eine wertvolle Sammlung von Porzellangeschirr, für die der Stabsarzt besondere Aufmerksamkeit bekundete. Er erzählte uns, daß er selbst Sammler derartiger Kunstgegenstände sei. Als wir uns aber eine scherzhafte Andeutung erlaubten, hier wäre ja Gelegenheit, seine Sammlung zu vergrößern, da doch in Abwesenheit des Besitzers diese Kunstschätze vielleicht zugrunde gingen, da wollte der sonst recht fröhliche Herr durchaus keinen Spaß verstehen und wies jeden solchen Gedanken als mit der Ehre eines deutschen Offiziers unvereinbar von der Hand.

So äußert sich im Kriege die Achtung des deutschen Offiziers vor der Kunst.



Kriegsbilder aus der Grenzfestung

I

Das Bild deutschen Soldatenlebens, das sich in der Grenzfestung Metz, der größten und stärksten des Reiches, entfaltet, zeigt in diesen Kriegszeitern ein vorwiegend ernstes Gesicht, dem aber auch Züge anmutigen Frohsinns nicht fehlen. Wenn am Abend und besonders an den Sonntagen die Kasernen der Garnisonstadt sich entleeren, so ergießt sich durch die Straßen und in die großen Wirtschaftsräumlichkeiten ein lebendiger Strom kampffroher Männer, umgeben von Bürgern und Bürgerinnen, Frauen und Kindern, Freunden und Freundinnen. Das Gesellschaftsleben in Metz bietet dann ein ebenso friedliches wie demokratisches Bild. Da sieht man im gleichen Raume, am gleichen Tische Offiziere aller Gradstufen neben Unteroffizieren und Gemeinen beisammen sitzen. Der Krieg hat die Standesunterschiede nicht allein in Reih und Glied verwischt, wo der Reiche neben dem Armen, der Vornehme neben dem Geringen, der Adelige neben dem Arbeiter für die gleiche Sache steht und fällt, er hat auch im gesellschaftlichen Verkehr manche Schranke beseitigt, manches Vorurteil über Bord geworfen. Es ist fast nicht zu denken, daß diese Annäherung der Bevölkerungsklassen, die auch im politischen und Parteileben Deutschlands gleich mit dem Kriegsausbruch eine Wandlung geschaffen hat, die vor vier Monaten niemand für möglich gehalten hätte, nach dem Kriege ganz spurlos vergehen sollte.

In dem friedlichen Getriebe des lebhaft pulsierenden Straßen- und Geschäftsverkehrs taucht da und dort ein verwundeter oder ein mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Krieger auf und ruft das Bewußtsein wieder wach, daß Kriegszeit ist. Und der Kanonendonner, der, bald schwächer, bald stärker, bald wie ein fernes Gewitterrollen, bald als dumpfes heftiges Dröhnen der Batteriesalven, aus denen die Schläge der einzelnen Geschütze deutlich vernehmbar sind, von Süden und Westen herüberdröhnt, mahnt daran, daß in der Entfernung von wenigen Stunden fast fortwährend Kampf und Verderben ihre blutige Ernte halten. Von erhöhtem Standorte in der Umgebung der Stadt aus ist mit dem bewaffneten Auge in der Dämmerung bisweilen in der Richtung von Pont à Mousson sogar das Aufblitzen der Geschütze sichtbar.

Die Festung und Garnisonstadt Metz erfüllt ihre Aufgabe als Grenzwehr nicht allein durch die Stärke und Ausdehnung ihrer Befestigungen und deren Bestückung und durch ihre starke Besatzung, sondern auch als Ein- und Ausgangstor für die deutsche Schlachtfrent an der Maas. Täglich gehen hier auf den Straßen und Schienenwegen Nachschübe und Rückschübe aus und ein: Munitions- und Proviantkolonnen, lange Züge von bespannten Räderfuhrwerken, die leer ein- und hochbeladen wieder ausfahren, Sanitäts-Eisenbahnzüge, Motorkraftwagen aller Art, schwere Lasten in das Operationsgebiet befördernd. Täglich

lich belebt sich das Straßenbild durch den Einmarsch von Truppenabteilungen, die von der Übung in die Kaserne zurückkehren oder durch den Abmarsch von Ersatztruppenteilen, die am Bahnhof verladen und an die Front geführt werden. Auf den Kasernen- und Exerzierplätzen werden Rekruten, Kriegsfreiwillige, Ersatzreservisten und unausgebildete LandsturMLEUTE eingeübt. Der Andrang der Freiwilligen war beim Kriegsausbruch so ungeheuer gewesen — man spricht von zwei Millionen — daß sehr viele zurückgewiesen oder zurückgestellt werden mußten. Es gab solche, die von Garnison zu Garnison eilten und sich immer wieder zur Annahme meldeten. So zum Beispiel haben sich in Meß u. a. zwei Kriegsfreiwillige aus dem Königreich Sachsen gestellt, die, in der Heimat abgewiesen, bis hierher gekommen waren, um endlich ihren Wunsch, eingestellt zu werden, in Erfüllung gehen zu sehen. Bezeichnend ist das Gespräch zweier Kameraden, das hier als Anekdote herumgeboten wird. Ob wahr oder erfunden, es ist ein sprechendes Stimmungsbild: „Du, ich bin als Kriegsfreiwilliger angenommen!“ redet freudig bewegt der Freund den anderen an. „I was, hast du denn Protektion?“ erwidert der zweite! Kein Wunder, daß die jungen Truppen, die nun in die Front eingerückt sind, mit leidenschaftlichem Ungestüm und fast unbezähmbarem Latendrang ins Gefecht ziehen. Das Wunderbare und Erhebende dieser in der Weltgeschichte bisher kaum erreichten opfer-

freudigen Hingabe von Leib und Leben besteht darin, daß sie sich nicht als bloßes Strohfeuer geäußert und nachher verflüchtigt hat, sondern daß der Andrang zu den Fahnen auch heute noch anhält, trotz der Veröffentlichung der entsetzlich langen Verlustlisten, deren Namen Tag für Tag die Spalten der Zeitungen füllen, trotz den Anstrengungen, Leiden und Entbehrungen, die der Wehrmänner im Felde warten, trotz den Gefahren, die es fast zu einem Glücksfall machen, wenn einer heil und unverfehrt heimkehrt. Die vaterländische Begeisterung, die im Taumel der Mobilmachung und der ersten erfolgreichen Kriegswochen so hohe Wellen schlug, ist nicht verraucht, sondern sie hat sich vielmehr vertieft und standgehalten bei der Vergrößerung der Gefahr und Vermehrung der Schwierigkeiten, die sich auf türmten und dem ersten Siegeslauf unerwartete Hemmnisse entgegenstemmten. Viele, die vorläufig zurückgestellt waren, sind nun, nachdem das erste Aufgebot der Kriegsfreiwilligen ausgebildet ist, einberufen worden, und freudig melden sie sich immer noch zu den Fahnen, trotzdem fast ein jeder einen guten Freund oder lieben Verwandten hat — und Tausende haben ihrer mehrere! — deren Namen in der Verlustliste unter den Gefallenen zu lesen war. Jetzt erst recht äußert sich die unerschütterliche Standhaftigkeit, männliche Entschlossenheit und in der Arbeit mehrerer Menschenalter anerzogene Kriegstüchtigkeit des deutschen Volkes.

Außer den Rekruten und den früher zurückgestellten Kriegsfreiwilligen werden jetzt allmählich auch die im Frieden nicht ausgebildeten Leute der wehrpflichtigen älteren Jahresklassen eingezogen. Täglich kann man jetzt große Truppen solcher Mannschaften auf dem Bahnhofsplatz stehen oder einer Kaserne, einem Zeughaus zumarschieren sehen, ausgerüstet mit einer warmen gerollten Wolldecke und einem Rucksack, den man jetzt auch häufig an Stelle des Tornisters bei Landsturmwabteilungen sieht. Aussehen und Körperbau der eingezogenen Leute lassen den sicheren Schluß zu, daß Deutschland noch über starke und körperlich tüchtige, den Strapazen des Felddienstes gewachsene Reserven verfügt und auf minderwertige, den Anforderungen des Heeresdienstes nicht gewachsene Leute nicht zurückzugreifen braucht.

An Offiziers- und Unteroffizierskadern zur Ausbildung der Neueingezogenen scheint, wenn auch kein Überfluß, doch auch kein Mangel zu sein. Der Geist der Garnisontruppen sowohl wie der neu an die Front gehenden oder zurückkehrenden Truppenabteilungen ist gehoben und zuversichtlich, ernstentschlossen und doch mit dem gesunden Soldatenhumor gepaart, der zu allen Zeiten das Zeugnis und der Ausfluß echt kriegerischer Moral gewesen ist. Ein frischer, froher Sinn äußert sich auf dem Marsche wie in der Ruhe. Es ist jedesmal ein Anblick, der das Herz bewegt, eine Kompanie oder ein Ersatzbataillon ins Feld abmarschieren zu sehen. Unter Trommel-

schlag und Trompetenschall einer Garnisonmusik marschieren sie im Gleichschritt durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof, in freier, ungezwungener Haltung, die Gewehre bequem auf der rechten oder linken Schulter. Die Infanterie-Offiziere, selbst die berittenen, sieht man häufig mit dem Kurzgewehr, das heißt dem Karabiner, ausrücken, der am Riemen quer über den Rücken getragen wird. Jauchzer und fröhliche Zurufe schallen aus der Kolonne in die Reihen der spalierbildenden Bürger hinein oder zu den Fenstern hinauf. Manch einer tritt auch noch rasch aus Reih und Glied und bietet im Vorübergehen einem Bekannten oder einer Schönen die Hand zum Abschiedsgruß. Niemand wehrt es ihm. So zogen sie vorbei, Gewehre und Kopfbedeckungen mit grünen Zweigen, Blättern oder herbstlichen Blumen geschmückt, solange solche zu finden waren. Jetzt wo Winterfröste und frühe Winterstürme Bäume und Sträucher ihres letzten Schmuckes beraubt haben und die letzten Ästern verblüht sind, tragen sie als Schmuck Fähnchen und kleine Flaggen in den Reichsfarben und Landesfarben des Bundesstaates, dem sie entstammen, Papierblumen und allerhand farbiges Flitterwerk. Letzter Tage sah ich den Ausmarsch einer bayerischen Truppenabteilung. Diesmal waren es nicht junge, frischausgebildete Mannschaften, die ins Feld zogen, sondern meist ältere, härtige Leute, von denen wohl fast jeder Weib und Kind zu Hause hat. — Es war Landwehr. „Geh't's an die Front?“ frage ich, die Kolonne

begleitend, einen Wehrmann. „Sawohl, zum zweiten Mal!“ Die Leute waren, wie ich weiter erfahre, zur Schonung und Erholung von vielwöchigem anstrengendem Felddienst auf Vorposten und in den Schützengräben, für einige Zeit in die Garnison nach Meß zurückgezogen worden und kehrten jetzt wieder an die Front zurück. Einmal sah ich auch ein reizendes Bildchen — zwei der Jüngsten der Jungen, blühende dreizehn- bis vierzehnjährige Knaben in der Uniform, den Helm auf dem Kopfe, vielleicht Pfadfinder, die sich im abenteuerlichen Latendrange zum Freiwilligendienste gemeldet hatten, und bei einer Truppe zu einem Hilfsdienste angenommen worden waren. Deutsche Zeitungen haben sich entschieden gegen die Annahme von schulpflichtigen Knaben ins Heer ausgesprochen und etwas schulmeisterlich dagegen Einspruch erhoben; die gehören, wurde geschrieben, auf die Schulbank, nicht ins Heerlager. Das wird im allgemeinen richtig sein. Wenn in einzelnen Fällen eine Ausnahme von der Regel gemacht worden ist, so liegt doch wohl kein Grund zu philisterhafter Entrüstung vor. Daß die Pfadfinderbewegung der Wehrhaftigkeit des Volkes gute Dienste leistet, durch Förderung der körperlichen Bildung, durch Stählung der Willens- und Widerstandskraft der jungen Leute und Förderung ihrer Unternehmungslust und Findigkeit, ist unbestreitbar. Ein gut entwickelter Meßer Kriegsfreiwilliger von etwas über vierzehn Jahren, der in Reih und Glied steht,

ist jüngst irgendwo an der Westfront in dunkler Nacht, ganz wie es im Buche steht, nach Indianerart aus dem deutschen Schützengraben vorgeschlichen in die französische Stellung und hat dort eine feindliche Telephonleitung durchschnitten, und das jugendliche Alter hinderte nicht, daß er die Heldenauszeichnung des Eisernen Kreuzes erhielt.

II

Von der Führung wird alles getan, um den guten soldatischen Geist im Garnisondienste zu pflanzen und im Felde zu erhalten. Der Dienst im Stellungskriege stellt außerordentliche Anforderungen an die körperliche und seelische Spannkraft, deren Erhaltung erzielt wird durch ausreichende Nahrung, zweckmäßige Schonung der Kräfte, durch zeitliche Ablösung der Besatzungen der Schützengräben. Man verhütet es nach Möglichkeit, die Kräfte der Leute bis zur Erschöpfung anzustrengen. Gesundheitlich Angegriffene werden rechtzeitig zur Erholung in den Garnisondienst zurückgezogen oder erhalten Urlaub. Man sieht denn auch hier fortwährend eine Menge Beurlaubter. Selbst gesunde Leute werden nach einer größeren Leistung oder nach längerem anstrengendem Dienste für mehrere Tage nach Hause beurlaubt. Ich war höchlich erstaunt, letzter Tage im Bahnzug Metz-Diedenhofen einige Pioniere, welche die Erstürmung des Forts Camp des Romains bei St. Mihiel mitgemacht, anzutreffen, die auf Befragen erklärten, sie seien für zehn

Tage beurlaubt. Sie fuhren nach dem Norden an die Wasserfante.

Der Krieg schafft gute Kameradschaft. Sie besteht in hervorragendem Maße zwischen den Offizieren unter sich. Der Anruf Kamerad, der jetzt gang und gäbe ist, hat einen besonderen Unterton. „Ach, Sie auch da, Herr Kamerad, und mit so einem struppigen Bart“ — so lautete der Gruß eines Offiziers an seinen Kameraden, den er seit langem nicht mehr gesehen und jetzt durch Zufall im Felde wiederfand. Feldgrau und Feldtoilette machen die Gradunterschiede schwer kenntlich. Gute Kameradschaft wird insbesondere auch gegenüber den öfters hier anwesenden österreichischen Offizieren und Mannschaften geübt, die mit großer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt werden. Es ist echtes Soldatenblut, gutgebaute, lebenslustige, bewegliche Mannschaften von gewinnender österreichischer Herzlichkeit. Die Bevölkerung ist ihnen zugetan, die Herzen der Weiblichkeit nicht ausgeschlossen.

Gutes kameradschaftliches Vertrauen besteht zwischen Offizieren und Mannschaften, im Garnisondienst wie im Felddienst. Im Felde, in der Kaserne, am Wirtshausstisch treibt der Soldatenhumor und Soldatenwitz, oft vermischt mit einem Körnchen Selbstpott, seine Blüten. Witzig bezeichnen die Soldaten die Granaten als französische Liebesgaben, als Zuckerrüte von Toul. „Die Sakramentsgranaten! Schickt's doch

a mal a Flasch'n Bier herüber!" meinte ein Bayer im Schützengraben vor Verdun. An einer Holzbaracke, in der Nähe von Metz, die als Kantine eingerichtet ist, haben Hamburger Soldaten die Worte angeschrieben: *Aster-Pavillon*. Das Glas Bier 50 Pfennig. Hamburger Gebiet. *Aster-Pavillon* heißt bekanntlich einer der vornehmsten und teuersten Wirtschaftssäle in Hamburg. Mit der Aufschrift *Hotel Marquardt*, dem Namen des feinsten Gasthofes von Stuttgart, bezeichnen wiederum die Württemberger ihre Kantine.

In einem Stappenort hatte ein Haus mitten im Städtchen einer neuangelegten Bahn weichen müssen, nur die hinteren Hälften der Zimmer zeugten von entschwendener Pracht. Aber geschickt hat die bauende Eisenbahnkompanie diesen Rest einem neuen Zweck zugewiesen: An dem größeren Raum prangte ein Wartesaal I. und II. Klasse, am kleineren ein Wartesaal III. und IV. Klasse; gleichzeitig untersagte aber ein Plakat Überschreiten der Geleise streng verboten die Benutzung der einladenden Warteräume. Auch die Topographie der Schützengräben bringt manchen lustigen Namen. Natürlich bekommen die Gräben mit Vorliebe recht pompöse Bezeichnungen; *Kaiser-Wilhelm-Ring*, *Hohenzollernstraße*, *Kronprinzenplatz*, *Klänge*, die ihren augenblicklichen Bewohnern liebe heimatliche Erinnerungen wachrufen. Diese Bezeichnungen bürgern sich so ein, daß sie ihrer Kürze halber offiziell werden; *Kaiserstraße* ist kürzer und genau so präzise wie

Schützengraben auf Höhe X. Solche gute Worte kennzeichnen die Stimmung der Truppen.

Sehr eifrig wird der Soldatengesang gepflegt. Ich glaube in der Stadt und deren Umgebung noch keine ausrückende oder von der Übung heimkehrende Kompanie begegnet zu haben, die nicht ein lautes, kräftiges, taktfestes Marschlied gesungen hätte. Es ist mir eine helle Freude, zuzuhören, wenn eine Kompanie unter meinem Fenster durch die enge Gasse vorbeizieht, der letzte Mann aus voller Brust herauschmetternd, was er herausbringt. Und wie sie singen, und was sie singen, das sagt dem auch etwas, der den Glauben hat, daß das Lied ein Ausdruck des Volksgemütes und der Volksstimmung ist. Es ist offenkundig, daß in der deutschen Armee die Pflege des Soldatengesanges zielbewußt als ein Stück Soldatenerziehung, als Mittel zur Hebung des guten Geistes und der moralischen Eigenschaften der Soldaten behandelt wird. Die zahlreichen Soldaten=Liedersammlungen — es liegen auf meinem Tische fast ein Duzend solcher Hefte — zeugen für die sangesfrohe Stimmung. Jüngst begleitete ich während etwa einer Viertelstunde eine von der Übung einrückende Kompanie. Die Neugierde reizte mich zu vernehmen, was die Leute fängen. Ich hörte fünf Lieder. Das erste endete mit dem Kehrreim: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt! Das zweite mit einem anderen: Haltet aus im Sturmgebraus! Das dritte war Die Wacht am

Rhein, das vierte das auch unseren Schweizer-
soldaten vertraute: Im Köselgarten will deiner
warten. Und damit auch der dem Deutschen, wenn
er fröhlich ist, so vertraute schwermütige Anklang
nicht fehle, folgte als fünftes das vielgesungene
Liedchen mit dem Kehrreim: Die Vöglein im
Walde, die singen so wunderwunderschön, in der
Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n.

Angenehm fällt dem fremden Beobachter der
hohe Grad von Anstand und Höflichkeit auf,
mit dem die deutschen Soldaten auf der Straße
und im Wirtshaus, im öffentlichen Verkehr über-
haupt fast durchwegs auftreten. Ich kann nicht
beurteilen, ob dem immer im gleichen Maße also
ist, oder ob der Ernst der Zeit hier erziehend mit-
wirkt. Ich stelle nur fest, was ich sah.

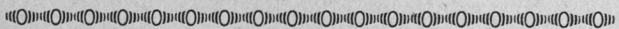
☒

☒

☒

Diese Zeilen waren geschrieben, als vom Turm
des nahen Domes ein tiefer, schöner Glockenton
an mein Ohr dringt, dann nach einer Pause von
einer Sekunde noch einer, ein dritter, ein vierter
und so weiter. „Die Mutte?“ frage ich mich
schon beim ersten Glockenschlage. Ich hatte schon
von ihr gehört. Die Bestätigung bleibt nicht lange
aus. Die Mutte! die Mutte! die Mutte läutet!
so tönt's von der Straße herauf, und wie ich das
Fenster aufreiß, da strömt schon alt und jung
dem Dome zu. Die Mutte (La Mutte) heißt
die berühmte, zweihundertundneunzehn Zentner
schwere Stadtglocke des Mezer Domes, die bei
feierlichen Anlässen oder großen Ereignissen ge-

läutet, richtiger gesagt: geschlagen wird. Zulezt war's nach dem Fall von Antwerpen. Auf dem Paradeplatz, zwischen Dom, Stadthaus und Hauptwache, ist, wie ich ankomme, schon eine ansehnliche Menschenmenge zusammengeströmt, Feldgrau ist darunter stark vertreten. Bald ist der große Platz dicht besetzt. Am Portal des Stadthauses ist eine starke Ehrenwache mit aufgepflanztem Bajonett aufmarschiert. Jetzt erscheint der Bürgermeister Dr. Foret unter dem Tore und verkündet, während die Mütze immer weiter tönt, dem Kreise, den seine Stimme erreicht, die Botschaft von dem neuen Erfolge im Osten: Bierzigtausend Russen gefangen, und das übrige. Ein dreifaches Hoch erschallt, und von Mund zu Mund pflanzt sich die Kunde weiter. Kein Lärm, kein Jubel. Ernst bleibt die Stimmung. Weiß doch jeder, daß das gewaltige Ringen noch nicht zu Ende ist, die Entscheidung in Ost und West noch aussteht. Mit klingendem Spiel rückt eine Garnisonmusik auf und spielt auf dem Platze einige Weisen. Dann strömt die Menge vor die Druckereien der Mezer Zeitung und der Lothringer Zeitung und vertieft sich ins Lesen der Extrablätter.



Bei den Österreichern und Ungarn im Westen

In einem von den französischen Granaten halbzerhobenen Dorfe zwischen Mosel und Maas sind die Quartiere einer österreichisch-ungarischen 30,5 Zentimeter-Mörserbatterie. Durch die Gunst

der Umstände, die mich wiederholt mit Glücksfällen bedacht hat, wurde ich an einem der letzten Novembertage dorthin verschlagen. Die Batterie ist im Park aufgefahren und vorübergehend nicht in Tätigkeit. Offiziere und Mannschaft führen ein behagliches Garnisonleben. Parkdienst und einige Stunden Exerzieren, um die Glieder beweglich und die Strammheit und militärische Zucht aufrecht zu halten, das ist ihre tägliche Beschäftigung. Um so besser für den berichterstattenden Besucher, der hier bei den österreichisch-ungarischen und deutschen Offizieren mit ungekünstelter kameradschaftlicher Herzlichkeit aufgenommen wird, so daß dem Schweizer ganz heimisch dabei wird. Sie haben Zeit, mir alles zu zeigen und zu erklären, was gezeigt und erklärt werden darf. Der Batteriechef ist ein Ungar, gebürtig aus Budapest. Echtes temperamentvolles Magyarenblut. Aus seiner ein wenig mit ungarischer Klangfarbe abgetönten niederösterreichisch-deutschen Mundart, die er vollkommen beherrscht, da er in Osterreich gedient hat, sprudeln die Worte wie ein übermütiger Bergbach. Ein Witzwort jagt das andere. Aus den lebhaften tiefdunkeln Augen sprüht Lebenslust und Lebensfreude, der etwas lose Mund gibt dazu die Mischung von Lebensverachtung, die ein solcher Krieg erzeugt, erzeugen muß. Sein Kamerad, der Leutnant, ist ein liebenswürdiger, fröhlicher Wiener. Beide tragen am preußischen schwarz-weißen Bande das deutsche Eiserne Kreuz. Die Muni-

tions- und Kraftwagenkolonne der Batterie wird von zwei deutschen Reserve-Offizieren befehligt, die verschieden nach Stamm und Lebensstellung, aber gleich und einig in der Hingebung an ihre Aufgabe sind. Der eine ist ein Rheinländer, im bürgerlichen Leben Ingenieur. Aus den großen, hellen Augen spricht eine ungewöhnliche Intelligenz und Tatkraft; der kraftstrotzende Körper wird durch tägliche Fechtübung gestählt. Wie so viele deutsche Techniker hat er literarische Gymnasialbildung genossen; er beherrscht seinen Homer und Herodot und liest in den Mußestunden mit Vorliebe das Neue Testament im griechischen Urtext. In der Brusttasche trägt er das Bild seiner zwei herzigen Buben. Der andere Deutsche ist ein Bayer. Ein Gemütsmensch. Aber wenn's gilt, dann geht er sicher drauf und dran, mit dem gleichen unerbittlichen Ungestüm, das die Bayern in diesem Feldzuge so gefürchtet macht.

Die Batterie hat vor Namur im Feuer gestanden, wo sie zwei Forts niedergekämpft und zur Übergabe gezwungen hat. Die vorgezeigten Lichtbilder bekunden die furchtbare Wirkung der Mörser. Ein Panzerturm liegt umgeworfen und völlig zerspellt am Boden; ein anderer ist durchgeschlagen. Das Mauerwerk des Grabens und der Kehle ist größtenteils zerrissen und heruntergestürzt. Der Eisenbeton ist weniger durchgeschlagen, als vielmehr durch die Sprengwirkung zermalmt und zermürbt. Eines der Bilder zeigt auch die gefangenen Belgier, die aus den Kase-

matten herausgeholt worden sind und die nun zusammengestellt und abgeführt werden.

Die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft ist in dieser Batterie im wörtlichen Sinne verwirklicht. Nicht nur das Offizierkorps ist aus Vertretern der beiden verbündeten Heere zusammengesetzt, auch die Mannschaft der Batterie ist aus Reichsdeutschen, Österreichern und Ungarn gemischt und gibt so zugleich ein Bild der nationalen Vielgestaltigkeit Österreich-Ungarns. Während die Geschützbedienung aus Österreichern und Ungarn besteht, stellt Bayern die Trainmannschaft der Munitions- und Wagenkolonne. Die Kommando- und Dienstsprache des österreichisch-ungarischen Heeres ist, wie bekannt, deutsch, so auch in unserer Motorbatterie. Mit dem Deutsch dieser vielsprachigen Gefechtseinheit, die sich aus Leuten von mindestens sechs Volksstämmen zusammensetzt, hat es im übrigen seine eigene Bewandtnis. Während die Bayern, Ober- und Niederösterreicher und Deutsch-Böhmen durch die gemeinsame deutsche Sprache verbunden sind, ist es mit den deutschen Sprachkenntnissen der Ungarn, galizischen Polen und Tschechen in der Batterie sehr verschieden bestellt. Den vollen Sinn der Worte der bei den Österreichern und Ungarn sehr beliebten Wacht am Rhein verstehen kaum alle, aber alle singen das Lied mit, wenn es angestimmt wird, und wenn der Rehrim Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein aus den Kehlen dieses eigenartigen

internationalen Sangerchors erschallt, so wissen sicherlich alle, was er bedeutet. Das deutsche Kampflied, von Deutsch-Österreichern, Polen, Tschechen und Ungarn vorgetragen — das ist wohl ein überzeugender Tatsachenbeweis dafür, daß dieser Krieg kein deutscher Rassenkrieg ist, wenn er auch um die Machtstellung der deutschen Kultur geführt wird.

Die sprachliche Vielgestaltigkeit dieser Truppen führt bisweilen auch zu heiteren Zwischenfällen.

Der erst vor kurzem neu eingeteilte Führer einer Motorbatterie sah sich eines Tages veranlaßt, einem seiner ungarischen Untergebenen wegen dienstlicher Vergehen eine eindringliche Strafpredigt zu halten. Der Hauptmann redete sich ordentlich in die Hitze hinein, und wie er endlich fertig war und den Ungar, der die Rede unbeweglich und anscheinend mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte, anherrschte: Verstanden? so antwortete dieser gehorsamst: Zu Befehl, Herr Hauptmann, nix Deitsch.

Ja, der heiblutige Ungar! Das ist überhaupt ein Soldat von ganz besonderer Art: tapfer und wagemutig, treu seiner Fahne, ritterlich und kameradschaftlich, leichtsinnig, und mancher etwas leichtlebig. Einer von ihnen, der Sohn wohlhabender Eltern, stand während einiger Zeit in Mex im Garnisonsdienst. Von Hause erhielt er von Zeit zu Zeit eine erhebliche Soldzulage. Waren seine zweihundert Mark angekommen, so steckte er sie jeweilen in die Tasche, ging ins feinste

Speisehaus von Metz, rief die ersten besten Kameraden herbei und lud sie zu Tische, bestellte für alle ein gutes Essen und rechnete: Das Essen für sechs Mann kostet dreißig Mark, bleiben hundert- undsiebzig Mark; also: Oberkellner, sechs Bedeckte zu fünf Mark und zwölf Flaschen Sekt. Am anderen Tage hatte er noch einige Mark in der Tasche und lebte einen Monat lang wieder mit Rotspohn und schwarzem Kommißbrot.

In der von dem Ungarn befehligten Motorbatterie in dem französischen Dorfe zwischen Mosel und Maas herrschte also, wie gesagt, zur Zeit meines Besuches Ruhe. Der ungarische Batteriechef und der deutsche Chef der Munitions- und Kraftwagenkolonne ließen mich die Batterie samt dem Park besichtigen und erklärten mir die Bedienung der Geschütze, deren Mechanismus durch große Einfachheit und leichte Handhabung auffällt. Der Train der Batterie ist nicht übermäßig groß, und ihre Beweglichkeit erreicht einen verblüffend hohen Grad. Auf guten Straßen wird eine Marschleistung von zwölf Kilometern in der Stunde erzielt! Selbstverständlich wird auf Sicherung durch Infanterie sorgfältig Bedacht genommen. Der Verlust eines Geschützes darf im Festungs- und Stellungskriege als fast ausgeschlossen gelten. Zuletzt war die Batterie bei der Beschießung eines französischen Maas-Sperrforts verwendet worden, das nun zwar niedergekämpft ist und das Feuer nicht mehr erwidert, auf dem aber immer noch die französische Fahne

flattert, da die Infanterielinien die neuerrichteten vorgeschobenen starken Erdbefestigungen halten. Die Batterie hat in ihrer Feuerstellung an der Maas nur geringe Verluste erlitten. Ihre Stellung war so geschickt maskirt, daß die französische Artillerie sie nie entdeckte, daher von gezieltem Feuer absehen und sich auf Streufeuer beschränken mußte, das jedoch nur geringe Menschenverluste anrichtete. Immerhin ist die Stirnwand des Kraftwagens von einem Volltreffer durchschlagen worden. Der Fahrer wurde vom Boche geschleudert und durch einen Granatsplitter am Gefäß verwundet, was ihm einen treffenden, aber seiner Derbheit wegen hier nicht wiederzugebenden Witz entlockte. Zahlreiche Splitter und Löcher im Holz- und Eisenwerk sind Zeugen davon, daß die Batterie im wirksamen Feuer gestanden hat. Größer waren die Beschädigungen in dem Dorfe, das den Truppen zur Unterkunft diente. Der Bursche des Reserveleutnants wurde, während er eben die Reit-Ledergamaschen seines Offiziers reinigte, von einem Granatvolltreffer förmlich in Stücke gerissen. Der Offizier selbst, der sich im Nebenraum befand, blieb unverletzt. Die von den Granatsplittern zerrissenen Gamaschen sind ihm eine Erinnerung daran, wie nahe auch er dem Tode stand. Im Garten hinter der Offizierswohnung wurde dem Burschen eine schöne Grabstätte bereitet. Ein anderer französischer Volltreffer hob einen Baum mit der Wurzel aus dem Boden und schleuderte ihn auf das Dach des Hauses, wo er

noch jetzt sitzt. Sehr schwere Verluste hatte ein der Batterie als Deckungstruppe zur Errichtung von Erdwerken beigegebenes Pionierbataillon, dessen heldenmütige Haltung und kameradschaftliche Unterstützung der ungarische Batteriechef nicht genug loben kann. Der Bataillonskommandeur, ein Major von kaltblütiger Todesverachtung, hat das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten, eine ziemlich seltene Auszeichnung. Dem nämlichen Offizier wurde bei einer Fahrt im feindlichen Feuer der Kraftwagenführer an seiner Seite von einem Volltreffer erschlagen. Der Major setzte sich ohne Verzug in einen anderen Kraftwagen und fuhr durch das Feuer weiter. Solche Beispiele kann man genug erzählen hören. Der Krieg erzeugt zeitweise eine völlige Gleichgültigkeit gegen das Leben, das bestätigen fast alle Offiziere, die im Feuer gestanden haben. Aber den Lebenstrieb und die Lebensfreude vermag er nicht zu ertöten. In die vom Granatfeuer überschütteten Schützengräben und Unterstände sucht die Truppe einen Gegenstand der Unterhaltung zu bringen. Im Unterstand der Motorbatterie befand sich zum Beispiel ein Harmonium, das aus einem teilweise zerschossenen und von seinen Bewohnern verlassenen Hause herbeigeschleppt worden war, um später dem Besitzer wieder zurückgegeben zu werden. Da wurde Harmoniumkonzert gegeben, an dem der auf seinem Beobachtungsstand fünf bis sechs Kilometer weit entfernte Batteriechef mittelst der Fern-

sprecherleitung teilnehmen konnte. An diesem Standorte war überdies das Harmonium zugleich gegen Zerstörung besser gesichert.

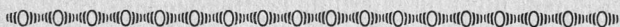
Auf dem Rückweg machten wir einen nochmaligen Rundgang über den Parkplatz und besichtigten noch die in einem großen Zelt untergebrachte Reparaturwerkstätte der Batterie. Da wird geschmiedet, gehämmert, gefeilt und gebohrt, denn fast alle Wiederherstellungs- und Erneuerungsarbeiten werden von der Batterie selbst ausgeführt. Unter der Mannschaft befindet sich eine Anzahl intelligenter, sehr gut ausgebildeter Mechaniker, während der Rest hauptsächlich aus Handlangern und Landarbeitern besteht, gut gebauten und außerordentlich kräftigen Leuten von hohem, starkem Wuchs.

Offiziere und Mannschaft sehnen sich nur nach einem: nach baldigster Wiederverwendung im Felde. Mein neuer rheinländischer Bekannter ganz besonders klagte mir über dieses allzu untätige friedliche Garnisonleben. „Vierzehn Tage lang bin ich in den letzten August- und ersten Septembertagen nicht aus den Kleidern heraus- und nicht in ein Bett hineingekommen. Aber lieber nochmals das durchmachen, als diese die Spannkraft lähmende bequeme Lebensweise ohne eine rechte Aufgabe.“ So klagt er mir, und so sind sie alle. Zur Abwechslung wurde die Batterie jüngst alarmiert: Die Munitionskolonne war in neun Minuten, die ganze Batterie in zwanzig Minuten marschbereit, gerechnet vom ersten Alarmzeichen

bis zur Erstellung vollständiger Marschbereitschaft. Kampf und Tod ist ihnen Lust und Leben. Ruhe und Behaglichkeit, solange die Kameraden draußen stehen, eine unerträgliche Geduldsprobe. Wieder in die Kampffront! Das ist der allgemeine Wunsch.

Nach der Besichtigung der Batterie folgen wir der Einladung des Rheinländers zu einem Glase Wein in seinem Feldquartier. Bald ertönen lustige Weisen, bayrische Schnadahüpfel, deutsche und schweizerische Vaterlands- und Volkslieder, die der Rheinländer auf der trauten Gitarre begleitet.

Mit dankbarem Herzen nehme ich Abschied von den fröhlichen Gesellen. Ich werde den Besuch bei der österreichisch-ungarischen Motorbatterie zwischen Mosel und Maas nicht sobald vergessen.



Bei den deutschen Vorposten

Nach einer mehrwöchigen Unterbrechung hatte ich heute die Freude, wieder an die Front zu kommen. Ich folgte einer Einladung zu einer Besichtigungsfahrt, die der Oberkommandierende einer auf dem westlichen Kriegsschauplatz operierenden deutschen Armee, General F., mit mehreren Offizieren seines Armeestabes zu den Vorposten eines Front-Abschnittes unternahm. Mit herzlicher Liebenswürdigkeit wurde ich vom General begrüßt und eingeladen, in einem der Kraftwagen neben dem Artilleriechef seines Stabes Platz zu nehmen, der mich mit offener Kameradschaftlichkeit aufnahm. Der Armee-Oberkomman-

dierende ist eine Erscheinung von echt soldatischem Gepräge. Die hohe elegante Gestalt mit den scharf geschnittenen Gesichtszügen, aus denen zwei lebhaft blitzende Augen hervorleuchten, ist von einer beneidenswerten geistigen und körperlichen Frische. Mit elastischem Gange schreitet er wie ein Junger über die Sturzäcker und überwindet die Hindernisse des Geländes.

Auf der Fahrt zu dem Vorpostenabschnitt werde ich auf verschiedene befestigte Stellungen, die mit großer Geschicklichkeit, namentlich gegen Fliegersicht, verdeckt sind, aufmerksam gemacht. Ein viele Kilometer langer Höhenrücken ist in einen starken, sturmfreien Schutzwall verwandelt, der ohne eine sehr bedeutende artilleristische und infanteristische Überlegenheit unangreifbar ist. Der Vorpostenabschnitt, in den der Kraftwagen uns führt, ist von einem Flüsschen durchzogen, das bei dem gegenwärtigen hohen Wasserstand schon an sich ein bedeutendes Annäherungshindernis bildet. Durch Stauung ist ein Teil des Tales unter Wasser gesetzt. Vorbereitungen sind getroffen, um das der Hauptstellung des Abschnittes vorliegende Gelände in größerem Umfange zu überschwemmen, für den allerdings bei der gegenwärtigen Sachlage unwahrscheinlichen Fall, daß die Franzosen mit überlegenen Kräften die Stellung angreifen sollten. Straßen- und Wegesperrren sind vorbereitet und die Vorkehrungen getroffen, um die Brücken zu sprengen.

Hinter der Vorpostenstellung macht die Kraftwagenkolonne Halt, wir steigen aus, um gedeckt vorzukommen. Eine kurze Strecke weiter — und die Kolonne würde auf der Straße in das französische Granatfeuer geraten. Und die französische Artillerie hat eine besondere Vorliebe für derartige Ziele. Die in diesem Unterabschnitt kommandierenden Offiziere melden sich beim General und erstatten kurz und knapp Bericht über die Lage. Ein französischer Vorstoß ist vor einigen Tagen abgewiesen worden. Der General gibt einige Weisungen über das Verhalten bei unserem weiteren Vorgehen zu Fuß. In einer Entfernung von etwa drei Kilometern bis zu den feindlichen Batterie-Stellungen, befinden wir uns im Bereich des wirksamsten Artillerieschusses. Die Franzosen, die mit ihrer Munition nicht geizen, pflegen sofort auch auf kleinere Gruppen mit Artillerie zu schießen, besonders wenn sie vermuten, daß sich Offiziere dabei befinden. Daher verteilen wir uns und gehen in Abständen, einzeln oder zu zweien, über das Gelände in die Vorposten-Stellung vor, vorsichtig die Deckungen benützend. In einem Wäldchen aus lichtem Jungholz begegnen wir einem Hauptmann, der sich beim General meldet und ihm Bericht erstattet. Es ist der Vorpostenkommandant dieses Unterabschnittes — wir befinden uns in der Vorpostenlinie. An die Wald-ränder und auf die das Vorgelände beherrschenden Höhen vorgeschoben stehen die Unteroffizierposten und Schildwachen, dahinter sind in Unterständen

Höhlenwohnungen, oder die Gros der Vorpostenkompagnien werden, wo sich Gelegenheit bietet, in Gehöften untergebracht. Weiter rückwärts die Vorpostenreserven. Die in der neuen schweizerischen Felddienstordnung aufgestellten Grundsätze für die Gliederung und Organisation der Vorposten und ihr Verhalten sind ziemlich übereinstimmend mit dem Vorpostenbetrieb im deutschen Heer. Augenfällig ist der geringe Kräfteverbrauch. Für die Sicherung wird gerade das ausgegeben, was notwendig ist, nicht mehr. Die Leute sehen zwar etwas ruppig und struppig aus in ihren Bärten, denn zum Barbieren gibt's jetzt keine Zeit, aber sie sind wohlgenährt, frisch und munter. Unangenehm fallen mir wiederum, wie schon bei früheren Gelegenheiten, das unbefangene Auftreten, die bestimmten von jeder Schüchternheit freien Antworten und die vollkommene Ruhe auf, die die Leute bewahren, wenn der General Fragen an sie stellt.

Vom Waldbrand aus beobachten wir mit den Feldstechern die Vorpostenstellungen der Franzosen. Hier und dort vermag man an einer Linie im Gelände einen Schützengraben oder eine Batterie zu erkennen. Vor uns, etwa andert-halb Kilometer entfernt, liegt in einem Talgrunde, der von einem Bachlaufe durchflossen wird, der in das oben erwähnte Flüsschen einmündet, ein stattliches französisches Dorf, in dem eine französische Feldwache liegt. Die Deutschen beschränken sich zurzeit auf diesem Teil der großen Schlacht-

linie darauf, französische Vorstöße abzuwehren, verschwenden im übrigen ihr Feuer, namentlich das Artilleriefeuer, nicht auf kleine Abteilungen. Das vor der deutschen Vorpostenstellung liegende Dorf ist, soweit man es mit dem bewaffneten Auge erkennen kann, nicht erheblich beschädigt, dagegen von den Einwohnern geräumt. Ob das Dorf noch bestände, wenn es von einer deutschen Feldwache besetzt wäre, ist fraglich. Wahrscheinlich wäre es dann von den Franzosen zusammengeschossen. Die Franzosen beschießen ihre Dörfer, sobald sich darin nur eine kleine feindliche Abteilung befindet, mit der größten Rücksichtslosigkeit, wenn sie glauben, damit einen kleinen taktischen Vorteil erringen zu können. Von Zeit zu Zeit machen die Franzosen auch hier einen ihrer Vorstöße, deren Zweck nicht ganz leicht ersichtlich ist. Entweder werden sie mehr aus politischen als militärischen Gründen unternommen, ut aliquid fieri videatur, damit etwas zum Schein geschehe, und ein Angriff gemeldet werden kann, oder zu Erkundungszwecken, um die Stärke der gegenüberstehenden Kräfte zu erfahren, oder auch nur um den Gegner zu beunruhigen und zu ermüden und den Unternehmungsgeist der eigenen Truppen anzufachen. Denn es erscheint ausgeschlossen, daß die Franzosen ernstlich beabsichtigen, hier einen Durchbruch zu versuchen und in ein für den Angreifer höchst ungünstiges Gelände vorzudringen, aus dem sie schon einmal mit schweren Verlusten zurückgeworfen worden sind. Ihre Angriffe sind

bisher sämmtlich erfolglos geblieben, obwohl einige mit sehr großem Aufwand an Artilleriemunition, dem aber die entsprechende Wirkung fehlte, eingeleitet wurden. Der starke artilleristische Munitionsverbrauch läßt sich so deuten, daß dadurch die Infanterie ermutigt werden soll, den Angriff vorzutragen. Da die Deutschen ihre Batteriestellungen häufig wechseln und sich überdies gegen Erkundung und Einsicht in ihre Stellungen vorzüglich zu decken verstehen, überschütteten die französischen Batterien jeweilen alle Punkte, die sie als besetzt vermuten, mit ihrem ungezielten Streufeuer, dessen ohnehin geringe Wirkung durch die große Zahl von Blindgängern noch vermindert wird. Es ist begreiflich, daß diese Art von Artillerievorbereitung den Infanterieangriff nicht anzufeuern vermag. Die Leute fühlen nach einigen fehlgeschlagenen Vorstößen instinktiv voraus, daß der Erfolg aussichtslos ist. Es liegen denn auch verschiedene Anzeichen dafür vor, daß diese wiederholten ergebnislosen Angriffe eher entmutigend als anfeuernd auf die französischen Truppen einwirken. Dafür spricht die verhältnismäßig große, sich immer vermehrende Zahl von Leuten, die sich freiwillig gefangen geben. Es sind nicht Überläufer im eigentlichen Sinne des Wortes, die Leute bleiben beim Rückzug einfach liegen und geben sich gefangen. Beim Verhör, dem sie nach der Gefangennahme unterzogen werden, begründen diese Leute — es sind meist Reservisten — ihr Verhalten häufig mit Angaben, die darauf

schließen lassen, daß sie dieser stets mit Verlusten verbundenen Kriegführung, die ihnen zwecklos erscheinen mag, überdrüssig sind. Sie hätten Frau und Kinder zu Hause und sähen nicht ein, warum sie sich ohne Not sollten totschießen lassen, lautete vielfach die Antwort. Vom Maasabschnitt bei St. Mihiel wird übereinstimmend gemeldet, daß sich französische Reservisten zahlreicher gefangen geben, seitdem ihnen bekannt geworden ist, daß es nichts ist mit dem ihnen von den Vorgesetzten und der Presse vorgemalten Schreckgespenst, wonach die Deutschen angeblich alle Gefangenen erschießen! Dort hatte jüngst ein französischer Reservist, der sich freiwillig gefangen gegeben hatte, dem ihn verhörenden deutschen Offizier zur Begründung seines Verhaltens erklärt, er hätte zu Hause eine Familie. Als ihm der Offizier bemerkte, das sei doch kein Grund für einen Soldaten, um sich zu drücken, lautete die rasche und bestimmte Antwort: *Pour moi, ça suffit.*

Lassen solche Erscheinungen auf einen gewissen Grad von Entmutigung und Demoralisation einzelner Truppenteile des französischen Heeres schließen, so wäre es doch verkehrt, daraus allzuweit gehende und allgemeine Schlüsse zu ziehen. Es stehen diesen Anzeichen zahlreiche andere Fälle gegenüber, die beweisen, daß der altfranzösische tapfere Soldatengeist den überwiegenden Teil des französischen Heeres noch beseelt. Namentlich den Nordfranzosen wird von den Deutschen kriegerischer Mut und Todesverachtung nach-

gerühmt. Und von den französischen Offizieren wird im deutschen Heere allgemein mit großer Achtung gesprochen. Ein französischer Offizier, der bei einem der letzten Vorstöße gegen den deutschen Frontabschnitt, den ich heute besuche, gefangen wurde, leitete die Beantwortung der ihm bei der Vernehmung gestellten Fragen mit den stolzen Worten ein: Je vous prie, de ne me rien demander, à quoi mon honneur et mon devoir me défendent de répondre. Ich will diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, festzustellen, daß nach meinen Beobachtungen im deutschen Heere vom Franzosen fast durchwegs mit Achtung und ohne Haß gesprochen wird. Man kann häufig genug warme Teilnahme und aufrichtiges Bedauern für das schreckliche Unglück aussprechen hören, das über einen großen Teil Frankreichs hereingebrochen ist, und oft vereinigt sich damit die wohl etwas verfrühte Hoffnung, daß es nach dem Kriege zu einer ehrlichen und endgültigen Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland kommen werde. Selbst die unwürdige Behandlung von in französische Gefangenschaft geratenen Sanitätsoffizieren, Krankenschwestern und Sanitätsmannschaften im Landesinnern und die empörenden, auch von französischer Seite mißbilligten, über eine Anzahl dieser Gefangenen ausgesprochenen Kriegsgerichtsurteile, die man einer irregeleiteten erregten Stimmung zuschreibt, vermögen diese Gefühle nicht zu unterdrücken. Ich habe wiederholt deutsche

Offiziere in Worten höchster Bewunderung von der Tapferkeit der französischen Offiziere und Mannschaften sprechen hören. An der Maas und in den Argonnen, wo die Linien sich an einzelnen Stellen auf Hörweite genähert haben, hat sich sogar vielfach eine Art kameradschaftlicher Annäherung und Verständigung zum Zwecke der gegenseitigen Erleichterung des Lebens in den Schützengräben herausgebildet. Diese achtungsvolle Kameradschaft von Feind zu Feind soll in einigen Fällen sogar so weit gegangen sein, daß eine Einschränkung von oben für notwendig befunden werden mußte!

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu unserem Vorposten-Abschnitt zurück. Der hier vor einigen Tagen unternommene aber ohne Stoßkraft durchgeführte Angriff der Franzosen wurde deutscherseits leicht und ohne erhebliche Verluste abgewiesen, obwohl er durch ein mehr als einstündiges Streufeuer der Artillerie eingeleitet worden war. Seit her herrscht hier an der Front ziemlich Ruhe, nur die Erkundungspatrouillen werden selbstverständlich Tag für Tag hüben und drüben vorgetrieben und fordern einzelne Opfer an Menschenleben. Gestern abend, so erzählt uns der Hauptmann der Vorpostenkompanie, sah man bei einbrechendem Dunkel eine französische Infanteriepatrouille heranschleichen. Der führende Unteroffizier wälzte sich, die Waffe im Munde tragend, auf Händen und Bauch kriechend wie ein Wurm bis auf fünfzig Meter an die auf der Lauer liegende

deutsche Feldwache heran — da befahl der Hauptmann Feuer, und mit durchschossenem Kopf lag der Tollkühne tot in seinem Blute. Seine zurückgebliebene Begleitmannschaft entkam im Dunkel. Bei dem Toten fand man einen erst am Tage vorher abgestempelten zärtlichen Brief seiner Gattin, worin sie ihn dringend bat, doch recht vorsichtig zu sein und sich nicht mehr als nötig der Gefahr auszusetzen. — Heute vormittag hat hier der Soldatentod auch einen Reiter einer Kavallerie-Patrouille ereilt, die mit großer Keckheit durch die Vorpostenlinie geritten war und dabei in das Feuer einer Infanterie-Patrouille geriet. Eben bringt der Unteroffizier, der die deutsche Infanterie-Patrouille geführt, die Meldung darüber zurück. Das sind Episoden, die sich hier, wo die Linien einander nicht so nahe gegenüber liegen, wie auf anderen Abschnitten der langen Stellungsfrent, fast täglich wiederholen. Für Findigkeit, Tollkühnheit und Schlagfertigkeit ist da ein lohnendes Feld der Betätigung für die vielen, die den Soldatenruhm auch um den Preis des Soldatentodes suchen.

Im Weitergehen besichtigte ich in einem anderen Teil der Vorpostenlinie einige zurzeit nicht besetzte Schützengräben und Batterien, deren tiefer liegende Stellen von Wasser angefüllt sind. Hier bekommt man einen Begriff davon, welche Annehmlichkeiten mit dem Aufenthalt in den Schützengräben zur Regenzeit verbunden sind. Es werden denn auch keine Anstrengungen gescheut, um ihn

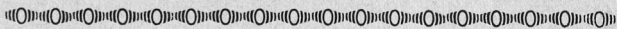
erträglicher zu gestalten. Überall sind Arbeiten im Gange, um die Erdwerke zu verbessern, Ablaufkanäle zur Entwässerung der Gräben, sogenannte Stichgräben mit Latrinenanlagen werden erstellt, um Reinlichkeit und Gesundheit so viel wie möglich zu fördern. Es scheint, daß hierauf in den französischen Linien weniger Aufmerksamkeit verwendet wird. Von dem Zustand französischer Schützengräben, die gestürmt worden sind, werden mir von deutschen Offizieren, die dabei waren, grauenerregende Schilderungen gemacht.

Allenthalben werden jetzt Vorkehrungen getroffen, um den Winteraufenthalt in den Vorpostenstellungen erträglich zu gestalten. Für die Schildwachen werden Strohhütten erstellt. Die unterirdischen Erdpaläste, wie die Unterstände für die Feldwachen genannt werden, werden fleißig ausgebeffert, wohnlicher, gesunder ausgebaut. Licht- und Luftkanäle, die auf die rückwärtige Seite der Werke auslaufen, sorgen für Belichtung und Ventilation; Heizeinrichtungen sind vielfach schon erstellt oder im Baue. Gegen das Eindringen von Feuchtigkeit durch die Decke schützt man sich durch Errichtung von Schirmdächern aus Dachpappe. Eine unterirdische Offizierswohnung, in die ich eintrete, entbehrt nicht eines gewissen Komforts. Ein Spiegel, ein Heizofen, eine Bank und ein Tisch, wie man sie etwa in unseren Almhütten sieht, und einige Bilder aus illustrierten Zeitschriften an der Wand verleihen dem Raume sogar eine gewisse Behaglichkeit. Über dem Ein-

gang steht die Inschrift: Sektion Schwaben. Die Decken der Unterstände bieten Schutz gegen Feldartilleriegranaten. Von Vollgeschossen schwerer Artillerie würden sie freilich durchgeschlagen. Das erkennt man an dem noch ganz frischen gewaltigen Erdtrichter, den eine großkalibrige französische Granate unweit von dieser Stelle eingegraben hat — eine tüchtige eiserne Portion, wie der deutsche Soldatenwitz diese lieblichen Dinger nennt. An der Verstärkung der Unterstände und ihrer Bedachung mit Eisenbalken und Beton wird fortwährend weitergearbeitet. Aus Deutschland sind einzig für diese Armee fünfundneunzigtausend Quadratmeter Dachpappe für die Bedachung von Unterkunftsbaracken und Unterständen und vierzig Wagenladungen Holz für den Bau weiterer Baracken und Unterstände unterwegs. Außer diesen Schutzbauten werden in und vor der Stellung Annäherungshindernisse, wie Wolfsgruben, Flatterminen und Drahtverhaue erstellt, um die Abwehr eines Sturmes zu unterstützen. Von Wolfsgruben und selbsttätigen Flatterminen wird ein sehr vorsichtiger Gebrauch gemacht, weil sie in der Dunkelheit den eigenen Truppen, besonders Patrouillen, zum Verhängnis werden können. Bevorzugt werden sogenannte Beobachtungsminen, die auf telephonischen Befehl von einem Beobachtungsstand aus entzündet werden.

So sind die deutschen Vorposten auf die Abwehr der winterlichen Unbilden und — feindlicher Angriffe gerüstet.

Die kleineren und größeren Erdtrichter in der Stellung und die herumliegenden Granat- und Schrapnellstücke sind anschauliche Zeugen der letzten Beschießung durch die schwere und leichte französische Feldartillerie. Ein besonders schön erhaltener, glatt abgESPrengrter Schrapnellboden, den mir Herr General F. zum Andenken überreichte, wird von mir als bleibendes Erinnerungszeichen an die heutige lehrreiche Besichtigungsfahrt zu den deutschen Vorposten in Ehren gehalten werden.



Die Gefechte um Fliren

Wie anders ist es in der Landschaft westlich der Moselstrecke Novéant-Pont-à-Mousson geworden seit jenem friedlichen Oktobersonntag, an dem der Sängerkhor eines deutschen Ersatzbataillons in der Kirche von Thiaucourt, im Tale des Rupt de Mad, seine Heimatlieder sang und mitten im Kriege für ein Viertelstündchen das Bild des Friedens vorzauberte! Statt im bunten Farbenspiele des Herbstes erscheint heute die Natur im dunkeln Trauergewande des schneelosen Winters. Durch die schwarzen, laublosen Wälder heult der Wind, und auf die verwahrlosten, unbestellten Felder, auf denen Hafer und Gerste der letzten Ernte noch faulend liegen, träufelt ein trübseiger Regen, der nun schon tagelang anhält und das Land in einen Morast verwandelt. Überall schimmern Wasserstreifen auf den überschwemmten Wiesen. Ein erbärmliches Wetter zum Krieg-

führen. Die Landstraßen ausgefahren. Die Räder der langen Fuhrwerkkolonnen, die uns auf unserer Fahrt begegnen, oder die wir überholen, sinken tief über die Radreifen, die Pferde bis über die Fesseln in den Schlamm ein. Roß und Reiter, Mann und Fuhrwerk sind über und über, vom Kopf bis zum Fuße bespritzt mit der gelben Brühe. Marschkolonnen und Reiter, die seitwärts der Straße auf dem Felde gehen, sind nicht besser dran. Schwer hängt sich die klebrige Erde an Schuhe und Hufe. Hüben und drüben bewirken solche Witterungs- und Geländeverhältnisse einen erhöhten Kräfteverbrauch, mit dem die Kriegführung rechnen muß. Maßnahmen zur Verbesserung der Straßen sind denn auch schon im Gange. Auf einzelnen Strecken sind Soldaten und bürgerliche Arbeiter mit der Herstellung eines neuen Straßenbelags beschäftigt, an einer Stelle ist sogar eine Dampfstraßenwalze in Tätigkeit.

Vor Thiauourt begegneten wir einer Kolonne französischer Gefangener, die, von Alanen eskortiert, nach Metz marschierten, um von da in ein Gefangenenlager im Landesinnern abtransportiert zu werden. Es war der Rest der unverwundeten Gefangenen, die sich in dem Gefecht bei Flirey vom Samstag 12. Dezember ergeben hatten. Sie machten im allgemeinen einen günstigen Eindruck, ihre Haltung entsprach der im Kampfe bewiesenen, von den deutschen Offizieren anerkannten Tapferkeit. Die in diesem Gefechte

gefangenen Franzosen waren keine Drückeberger, ihre Gefangennahme erfolgte vielmehr unter ehrenvollen Umständen.

Dem Gefechtsfelde bei Thiaucourt und Flirey galt die heutige Fahrt, die ich abermals in der Gesellschaft des oberkommandierenden Generals der in diesem Gebiete operierenden Armee mitzumachen die Ehre hatte.

Thiaucourt und die umliegenden Dörfer haben unter den Artilleriekämpfen der letzten Wochen erheblich gelitten. Seitdem am 22. Oktober der letzte blutige Ausfall der französischen Deckungstruppen vor Toul blutig abgeschlagen worden war, haben die Franzosen zwar auf einen eigentlichen Angriff gegen die deutschen Stellungen verzichtet, aber von Zeit zu Zeit diese mit ihrem Artilleriefeuer überschüttet, das deutscherseits stets kräftig erwidert wurde. Seit Freitag 11. Dezember nahm die Heftigkeit des französischen Artilleriefeuers in auffallendem Maße zu. Schwere Batterien wurden in Tätigkeit gesetzt und überschütteten, gemeinsam mit den leichteren Feldgeschützen, den ganzen von den Deutschen besetzten Abschnitt nördlich von Flirey während mehr als vierundzwanzig Stunden mit einem wütenden Granat- und Schrapnellhagel, der bis nach dem Bahnhof von Thiaucourt reichte. Bei Waville zweigt eine kurze Sackbahn nach Thiaucourt ab. Ein mit Nachschub beladener Güterzug dieser Nebenbahn geriet bei seiner Einfahrt in Thiaucourt unter Granatfeuer.

Samstag den 12. Dezember nach Mittag steigerte sich die Artilleriebeschießung der von den Deutschen besetzten Stellungen zu ungewöhnlicher Heftigkeit. Es war die Einleitung zu einem regelrechten Durchbruchversuch, der mit starken Infanteriekräften, beidseitig der Straße Flirey-Essen-Thiaucourt, d. h. in der nämlichen Richtung angelegt wurde, wo schon der so überaus verlustreiche Angriff in der Morgendämmerung vom 22. Oktober stattgefunden hatte. Überfallartig brach plötzlich die französische Angriffsinfanterie vor. Die vorzüglich eingeschossene deutsche Artillerie, die ihr Feuer schon zum voraus abschnittsweise auf die verschiedenen Streifen des Angriffsfeldes nach Breite und Tiefe verteilt hatte, empfing die zum Angriff vorgehenden Franzosen mit einem mörderischen Kreuzfeuer. Trotzdem hielt die französische Infanterie noch stand und gelangte, insbesondere auf einem Flügel, noch weiter vor. In der Zone des wirksamsten Infanteriefeuers brach dagegen der Angriff zusammen, zuerst am linken Flügel, dann auch am rechten und in der Mitte. Die Voraussetzung des Gelingens des Durchbruchversuchs, daß nämlich die deutsche Infanterie unter dem lang andauernden Artilleriefeuer erschüttert sei, bestätigte sich nicht. Die Deutschen erwarteten den Angriff kaltblütig und entschlossen. Ihrem ruhig gezielten Schützen- und Maschinengewehrfeuer, das von der Artillerie planmäßig unterstützt wurde, vermochte der Angriff der Franzosen nicht standzu-

halten. Wie diese aber Kehrt machten, um den Rückzug anzutreten, änderte die deutsche Artillerie, die mit den Schützengräben durch Fernsprecheleitungen in beständiger Verbindung stand, ihr Ziel und überstreute das Rückzugsgelände mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells, in den die Franzosen bei ihrer weiteren Rückzugsbewegung hätten hineinlaufen müssen. Dieses gleichzeitige Front-, Rücken- und Kreuzfeuer brach den Halt der Franzosen, deren Angriff kraftvoll angesetzt und deren Rückzug anfänglich in Ordnung angetreten worden war. Nirgends zeigte sich ein Ausweg. Ein Teil der Franzosen machte in Verwirrung zum zweiten Male Kehrt und lief wieder gegen die deutschen Schützengräben vor, verzweifelte Sturmangriffe versuchend. Mit bewaffneter Hand drangen vereinzelte Gruppen in die Schützengräben ein, wo sie im Kampfe Mann gegen Mann unterlagen. Größere Kampfgruppen aber, denen ihre hoffnungslose Lage klar wurde, legten jetzt die Waffen nieder und hoben zum Zeichen der Übergabe die Hände hoch. Vier Offiziere und vierhundertundvierzig Mann gerieten so in deutsche Gefangenschaft. Durch später noch eingebrachte vermehrte sich die Zahl der unverwundeten Gefangenen auf rund sechshundert — eine im Stellungskampfe überraschend hohe Ziffer. Denn es ist zu bedenken, daß die Verfolgung ausschließlich durch Feuer geschah. Überdies wurden von den Sanitätären — so werden die Sanitätsmannschaften, Träger und Wärter in der

deutschen Armee allgemein genannt — noch weitere hundertundfünfzig Franzosen verwundet vom Gefechtsfelde eingebracht, so daß sich die Gesamtzahl der verwundeten und unverwundeten Gefangenen auf ungefähr siebenhundertundfünfzig belief. Dementsprechend waren die Verluste an Toten und an Verwundeten, die von den Franzosen selbst zurückgeschafft wurden. Sie werden schätzungsweise nach der Zahl der vor den einzelnen Bataillonsabschnitten Gefallenen auf neunhundert bis tausend angegeben. Nach den Regimentsnummern der Gefangenen und nach der Breite der Angriffsfront zu schließen, hatten die Franzosen eine Division zu dem Angriff bereitgestellt, wovon jedoch nur eine Brigade in erster Linie zur Verwendung gekommen ist.

Schwerer als die Verluste wiegt der moralische Eindruck des taktischen Mißerfolges auf der einen, der erfolgreichen Abwehr auf der anderen Seite. Der in jeder Hinsicht gut vorbereitete und mit Kraft unternommene Angriff der Franzosen bezweckte, wie schon oben angedeutet, offenkundig die Durchbrechung der gegen Süden Front machenden deutschen Truppenaufstellung zwischen Maas und Mosel. Bereitgestellte Reserven der Deutschen brauchten indessen nicht einmal eingesetzt zu werden.

Die Deutschen hatten ihren Erfolg nächst dem geschickten Zusammenarbeiten der Infanterie und Artillerie ganz besonders der unerschütterlichen Disziplin, Standhaftigkeit, Ruhe und großen

Schießtüchtigkeit ihrer Infanterie zu verdanken, die den Feind kaltblütig aufs Korn nimmt, wenn er auf wirksame Schußweite herangekommen ist.

Was die Leute bei diesem Wetter in den Schützengräben auszuhalten haben, ist unbeschreiblich. Ohne die vorzügliche Verpflegung wären die Abgänge ungeheuer. An einigen Orten stehen die Schützen zuweilen bis über die Knie im Schlamm und Wasser, das sich in dem undurchlässigen Lehmboden der Woebre überall ansammelt. Abzuggräben helfen nicht immer. Ein Abzuggraben, mittels dessen ein langer Schützengraben entwässert worden war, wurde durch einen einzigen Granatschuß verstopft, und sofort stieg das Grundwasser wieder bis an die Knie der Leute.

Mit welcher Manneszucht und Ausdauer diese solche Unbilden ertragen, das gehört auch zum Heldennut der Kriegsgeschichte. Und dabei regnet der Regen jeglichen Tag, und heute nachmittag durchzuckte sogar ein Blitz, gefolgt von einem Donnerschlag, die schwüle Atmosphäre. Als Trost dient den Leuten einigermaßen das Bewußtsein, daß die da drüben es auch nicht besser haben.

Dem mißglückten Vorstoß vom 12. Dezember folgte am 14. Dezember ein zweiter, der aber keine Kraft mehr hatte und gleich in der Einleitung zusammenbrach. Die Infanterie war nach dem ersten Anlauf nicht mehr weiter vorzubringen. Seit gestern lassen es die Franzosen bei einer fortgesetzten Kanonade bewenden, die

den Deutschen immerhin einige Verluste bringt. Während ich diese Zeilen schreibe, sind auch einige hundert Meter weiter vorne die deutschen Batterien, wie ihr lauter Geschützdonner beweist, in voller Tätigkeit und erwidern das französische Feuer.

Für die allgemeine Kriegslage haben diese Gefechte, im Zusammenhang mit anderen ähnlichen Charakters, die in diesen Tagen stattgefunden haben, insofern eine Bedeutung, als sie zeigen, daß die deutsche Schlachtfrent allenthalben stark genug ist, um die gewonnenen Stellungen zu halten, bis der Zeitpunkt gekommen sein wird, um selbst zum Angriff überzugehen.

☒

☒

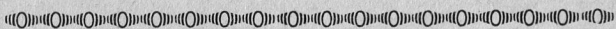
☒

In Begleitung des Herrn Generals F. besuchte ich heute u. a. auf dem Gefechtsfelde auch den Hauptverbandplatz der gegen Ilirey kämpfenden deutschen Truppen. Er ist in einem Gehöfte untergebracht, das von den Offizieren das verwunschene Schloß genannt wurde, weil es lange Zeit der tägliche Zielpunkt des französischen Artilleriefeuers war. Ein Rundgang zeigt in einem Umkreis von ungefähr siebenzig Metern Durchmesser rings um das alte Schloßchen herum mindestens zwanzig frische Löcher von Granateinschlägen. Das Gebäude selbst ist merkwürdigerweise nur von einer einzigen Granate getroffen worden, die den Nebenraum des Empfangssaales zerstört hat, der jetzt den deutschen Ärzten als Eßzimmer dient. Der Stabsarzt und der Unter-

arzt, die hier ihres beschwerlichen Amtes walten, begrüßen mich, als ich ihnen als Schweizer vorgestellt werde, mit kameradschaftlicher Herzlichkeit. Beide haben viele Beziehungen zur Schweiz und tragen mir Grüße an Kommilitonen auf, die ich selbst zu meinem Bekanntenkreis zähle. Zu langer Unterhaltung ist aber keine Zeit. Im gewölbten Keller des Schlosses liegen die noch nicht zurückgeschafften Verwundeten aus den letzten Gefechten. Hierher haben die Sanitäter soeben zwei schwerverwundete Franzosen hereingetragen, die schon über vierundzwanzig Stunden auf dem Gefechtsfelde gelegen hatten und beim Absuchen aufgefunden worden waren. Der eine hat einen Schuß durch die Hüfte, der andere einen Kopfschuß. Der General richtet einige freundliche Worte an sie und versichert sie guter Behandlung und Pflege, woran er die Mahnung an die Verwundeten knüpft, sie sollen dereinst, wenn sie in ihr Land zurückkehren, die Wahrheit verkünden und den Verleumdungen entgegentreten, die im französischen Volke über die Deutschen verbreitet werden.

Es ist zwar kein glänzend ausgestatteter Operationsraum, dieser Keller, aber er bietet doch sichere Deckung gegen Granatfeuer, ist trocken und reinlich. Luft und Licht erhält er durch die Thür, denn die Kellerfenster, die auf die feindwärts gerichtete Front des Hauses gehen, sind vorsichtig mit einer dicken Schicht von Mist umgeben, als Schutz gegen französische Völltreffer.

Mählich wird der Kanonendonner von Flirey schwächer. Es geht zurück nach Thiaucourt. In einem Dorfe, das wir unterwegs durchfahren, stehen deutsche Soldaten in einer Gruppe zusammen und betrachten prüfend den Tannenbaum, den sie soeben aus dem nahen Walde geholt haben. Vorbereitung zur deutschen Weihnachtsfeier im Felde. In der schönen Kirche zu Thiaucourt, der ich noch einen Besuch abstattete, ist's heute still und leer. Nur da und dort kniet auf einem Bänklein ein betender deutscher Soldat . . .



Kriegsweihnachten an der deutschen Front

I

Us ferner Jugendzeit sind zwei Bilder in meiner Erinnerung haften geblieben. Das eine: Hinter einer verschneiten Waldecke weit drinnen in Frankreich glimmert und glitzert im Glanze einiger bescheidener Kerzlein ein einfaches Tannenbäumchen. Deutsche Krieger sind darum gelagert. Eine Feldwache. Bärtige Männer, Landwehrleute, sinnen an Frau und Kind im fernen deutschen Lande. Vor dem Walde hält der Posten treue Wacht, daß kein listiger Feind die Kameraden überrasche. Und das andere Bild: Im Prunksaale eines französischen Schlosses strahlt im blendenden Lichterglanze der reich geschmückte hohe Tannenbaum. Christbaumfeier am heiligen Weihnachtsabend. Auf dem Tische liegen die Gaben. In der Runde froher Kameraden

ertönt das Lied vom Tannenbaum. Und es kreist der Becher mit dem wärmenden Punsch. Draußen bei der Feldwache, drinnen im Saale feiern sie nach alter Sitte das deutscheste der deutschen Feste: Weihnachten.

Vor vierundvierzig Jahren war's. Kriegsweihnachten 1870.

Als Kriegsweihnachten 1914 nahten, da tauchten die beiden Bilder vor den Augen des Kriegsberichterstatters auf und mit ihnen der Wunsch, Kriegsweihnachten an der deutschen Front zu feiern. Dank der gütigen Erlaubnis des Armeekommandos, in dessen Bereich ich meine Tätigkeit zurzeit ausüben darf, ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen. Im Kraftwagen des Artilleriechefs im Stabe des Armeekommandos, Oberstleutnants G., erreiche ich am 23. Dezember das etwa zehn Kilometer hinter der deutschen Front liegende Hauptquartier eines Armeekorps, wo ich dem kommandierenden General und seinem Stabe vorgestellt werde. Der General ist eine ernste, stattliche und eindrucksvolle Persönlichkeit. Aus seinen hellblauen klugen Augen leuchten Wohlwollen und männliche Entschlossenheit. Während der dienstlichen Besprechung zwischen dem Stabe des Generalkommandos und dem Artilleriechef des Armeekommandos habe ich Gelegenheit, die Vorbereitungen zur Weihnachtsfeier zu besichtigen, die hier getroffen worden sind. Schon steht in der Nähe des Stabsquartiers ein Wäldchen von Tannenbäumen aufge-

pflanzt. Das Innere der Dorfkirche ist mit Grün geschmückt, und vor dem Chore steht der große, reichgeschmückte Weihnachtsbaum. In großen Schuppen an der Dorfstraße liegen viele Tausende von Weihnachtspaketen aufgestapelt. Sechszund-dreißigtausend von den Gebern selbst adressierte Pakete sind schon angelangt und werden verladen, zehn- bis fünfzehntausend werden bis morgen noch erwartet. Weitere siebentausend Pakete sind für Mannschaften bestimmt, die von Hause nichts zu erwarten haben. Kein Soldat im Armeekorps soll leer ausgehen. Ein besonders dazu kommandierter Offizier leitet das Verteilungsgeschäft. Vierzig Wagen stehen dafür zu seiner Verfügung. Einige sind schon hoch beladen zur Abfahrt bereit. Die Pakete enthalten allerhand nützliche und angenehme Dinge: warme Unterkleider, Rauchzeug, kleine Ausrüstungsgegenstände, süße Lebkuchen, die zu Weihnachten einmal Abwechslung bringen sollen in das tägliche Einerlei des Kaiserfuchens, wie die deutsche Soldatensprache das schwarze Kommißbrot bezeichnet. Viele Pakete enthalten auch eine Postkarte mit Weihnachtsglückwunsch des Gebers für den unbekanntenen Empfänger, nebst einer adressierten Antwortkarte, die für die Empfangsanzeige und Verdankung benützt werden kann.

Vom Hauptquartier des Generalkommandos an begleitet uns auf dem weiteren Wege der Artilleriechef im Armeekorpsstabe, Oberstleutnant F. Im Kraftwagen geht es weiter auf stark an-

steigender Straße bis zu einem von dunklen Tannenwäldern ringsum säumten Dorf, das von Granatfeuer stark mitgenommen ist.

Das Gebiet, das wir durchfahren, ist wiederholt der Schauplatz von Kämpfen gewesen, von denen Soldatengräber allenthalben Kunde geben. Es war bald im Besitz der Deutschen, bald in dem der Franzosen gewesen, die aber in den letzten Wochen Schritt für Schritt zurückgedrängt worden sind. Immerhin erreicht ihr Artillerie-Fernfeuer noch mehrere von den Deutschen besetzte Dörfer. Im Sappenangriff hat die deutsche Infanterie einige Anhöhen genommen und ihre Schützengräben vorgetrieben. Beide Parteien nehmen eine abwartende Haltung ein. Die Artillerie wechselt auf beiden Seiten häufig ihre Stellungen, so daß hüben und drüben die Feuerstellung meistens unbekannt bleibt.

Bei der walddumkränzten Ortschaft verlassen wir den Kraftwagen und besichtigen zunächst den vom französischen Granatfeuer zerstörten Bahnhof und den zerschossenen Kirchhof, wo durch einschlagende Granaten Gruben ausgeworfen worden sind, so daß beinahe die Toten in ihrer Ruhe gestört worden wären. Eine Anzahl Steinkreuze und andere Grabmäler liegen zertrümmert am Boden. Im Dorf selbst sieht es übel genug aus, wenn es auch noch lange nicht einen so erschütternden Anblick bietet, wie viele völlig zusammengeschossene Dörfer in Französisch-Lothringen oder in der Woëvre. Eine größere Anzahl Häuser

liegt in Trümmern oder ist durch Granatschüsse unbewohnbar gemacht. Jetzt, nachdem die Deutschen inzwischen bedeutend an Boden gewonnen und ihre Artilleriestellungen weiter vorgeschoben haben, liegt das Dorf außer dem feindlichen Schußbereich. Ein Teil der Einwohner ist wieder zurückgekehrt, und die deutsche Besatzung ist un gefährdet.

Von dem Walddorfe aus geht es zu Fuß durch schöne Waldwege auf einen hohen, bewaldeten Bergkamm. Untertwegs kommen wir an mehreren Stellungen, die in gedeckten Mulden für die schweren deutschen Haubitzbatterien gebaut worden waren, vorbei. Mächtige trichterförmige Gruben mit einem Durchmesser bis auf drei Meter geben Zeugnis von der Wirkung der französischen schweren Geschütze auf tote Ziele.

Der Aufstieg auf den Bergkamm ist für den Gebirgsfreund und Berggänger, der seit mehr als zwei Monaten an die lothringischen Niederungen gebannt war, ein Genuß. Wieder einmal Waldesrauschen und Tannenduft, in dem die Brust sich lüften kann. Seit gestern ist in dieser Höhenlage ein leichter Frost eingetreten, der die feuchten ausgefahrenen Waldwege besser gangbar macht. Einige Schneeflocken, die über Nacht gefallen sind, verleihen dem dunklen Tannenwald die echte Weihnachtsstimmung. Hinter dem Schleier des Dezembernebels zeichnet sich die Sonnenscheibe ab. Die Bergkuppe, die wir nach

einstündigem Steigen erreichen, bietet eine herrliche Rundsicht und gewährt einen weiten Aus- und Einblick auf das von Deutschen und Franzosen umstrittene Tal- und Berggelände. Auf dem Gipfel des Bergrückens ist eine Beobachtungsstation für die in der Umgebung liegenden schweren Fußbatterien eingerichtet. Zwei Scherenfernrohre sind, hinter Lannengrün verborgen, auf die feindlichen Artilleriestellungen gerichtet, dicht unterhalb des Gipfels steht, an den Hang gelehnt, eine von den deutschen Soldaten erbaute Blockhütte, die für das hier aufgestellte Wachtkommando recht wohnlich eingerichtet ist. Ständig liegt hier oben ein Offizier mit einigen Mann. Natürlich ist der Beobachtungsposten mit dem Kommando unten im Tale durch Fernsprechleitung verbunden, so daß das Feuer von dieser hohen Warte aus geleitet werden kann. Bei unserer Ankunft befindet sich eben der Führer des in dieser Gegend liegenden Fußartilleriebataillons, Major J., mit mehreren Batterieoffizieren oben. Die Lage wird an Hand des von einem der Offiziere, einem gewandten Zeichner und Maler, prächtig ausgeführten farbigen Panoramas besprochen. Dann und wann zerreißt ein Windstoß den Nebel und gewährt einen Blick in die tief zu unseren Füßen liegende schöne Landschaft. Eine friedliche bergfrohe Stimmung herrscht da droben, und schlägt nicht dann und wann der Kanonendonner an unser Ohr, so könnte man sich im tiefsten Frieden wähen.

Hinter einer Batteriestellung in einer Mulde, die von den Franzosen stark beschossen worden war, wie die zahlreichen Einschläge zeigten, stoßen wir im Abstieg hinter dem Waldrande auf einige ganz eigenartige, in den Hang eingebaute Unterstände, die für die Bedienungsmannschaft der deutschen Batterie errichtet worden sind, um sie gegen das französische Granatfeuer zu schützen. Richtige Höhlenwohnungen, deren Wände mit Stroh- und Heumatten ausgepolstert und deren Decken zum Schutz gegen Einschlagen der schweren Granaten mit großen dicken Steinplatten belegt und bombensicher gemacht sind. Ein schmaler langer Tunnel dient als Notausgang und zugleich als letzter Zufluchtsort, im Falle, daß die Unterstände dem Feuer nicht standhalten sollten. Aufschriften wie: Zum roten Rübezahl und Zum lustigen Eskimo beweisen, daß der deutsche Soldatenhumor selbst im Hagel der schweren Granaten nicht ausgeht.

Im lebhaften Gespräche kommen wir bald bergab und in das Dorf zurück, von wo uns der Kraftwagen rasch wieder an den Ort des Stabsquartiers des Generalkommandos zurückbringt. Es war ein lehrreicher und anregender Weihnachtsfeiertag.

II

Am heiligen Weihnachtsabend wurde in der deutschen Front, soweit das mit dem Dienst vereinbar war, die Hauptfeier des Weihnachtsfestes begangen. Nicht überall. Borne in den Schützen-

linien und vorgeschobenen Stellungen wird der Dienst mit erhöhter Strenge und Aufmerksamkeit betrieben. Man ist darauf gefaßt und vorbereitet, daß der Feind, im Wahne, die deutsche Gefechtsbereitschaft könnte etwa zu Weihnachten nachlassen, gerade diesen Festtag, der den Franzosen wenig sagt, zu einem kräftigen Angriffe wählt. Darum wird Weihnachten staffelweise gefeiert. Vorne in den Stellungen und Schützengräben regiert auch am heutigen Feste des Friedens Mars die Stunde. Wer am heiligen Weihnachtsabend im Schützengraben liegt, der feiert tags darauf Weihnachten im geschützten Quartiere oder Unterstande.

Am Nachmittag finde ich mich wieder im Hauptquartiere des Generalkommandos ein. Für die hier liegenden Truppen findet um halb fünf Uhr in der Kirche die Christbaumfeier statt. Die Kirche ist reich mit Tannengrün geschmückt. Vor dem Chor prangt ein mächtiger Weihnachtsbaum, dessen strahlende Kerzen den schönen Raum erleuchten. Mit den Soldaten hat sich auch ein Teil der einheimischen Bevölkerung zu der Feier eingefunden. Ein katholischer Feldgeistlicher hält vor der konfessionell gemischten Soldaten- und Bürgergemeinde eine ebenso gehaltvolle Predigt, in der er unter anderm den Gedanken ausführt, der kommende Friedensschluß möge Deutschland nebst seiner äußeren Sicherheit auch den dauernden konfessionellen Frieden bringen. Ein ausgewählter, gutgeschulter

Soldatenchor umrahmt die Feier mit Weihnachtsliedern. Nach der kirchlichen Feier begeben sich die Offiziere und Soldaten in das Schulhaus, wo die Bescherung der Mannschaften, die Verteilung der überreich eingegangenen Weihnachtsgaben stattfindet. Zwei Christbäume verbreiten auch hier Licht und Glanz. Der kommandierende General hält eine kurze Ansprache, die mit dem dreifachen Hoch auf den Kaiser schließt. Hierauf begeben sich die Offiziere zum Weihnachtsmahle in ihr Kasino, das einfache Dorfwirtshaus, dessen Schild daran erinnert, daß hier gute Jagdgründe sind. Der niedere Raum, der fast über und über in Grün prangt und mit Girlanden, Bändern und Tannenbäumchen sinnig ausgestattet ist, bietet ein sehr trauliches Heim.

Begleitet von Oberstleutnant F., dem Artilleriechef im Generalkommando, setze ich meine Reise an die Front fort. In der Abenddämmerung erreichen wir das Dorf, von dem aus wir gestern auf den Bergkamm emporgestiegen sind. Bald tritt völlige Dunkelheit ein. Oberstleutnant F. gibt dem Führer des Kraftwagens den Befehl, die Lichter zu löschen und langsam zu fahren. Das Lichterlöschen ist eine durch die Erfahrung aufgenötigte Vorsichtsmaßregel, denn wir kommen jetzt in Sicht und Schußbereich der französischen Granaten, denen ein im Scheine der Laternen auf der Landstraße fahrender Kraftwagen ein erwünschtes Ziel wäre. Das langsame Fahren aber nötigt sich auf, weil jetzt bei der Dunkelheit

der militärische Fuhrwerksverkehr zwischen der Front und den rückwärtigen Etappenorten auf der in zahlreichen scharfen Kehren sich hinziehenden Bergstraße beginnt. Kolonnen von Proviant- und Munitionsfuhrwerken, die zum Fassen von Lebensmitteln und Munition zurückfahren, begegnen uns. Zuweilen beschießen die Franzosen des Nachts die unter ihrem Feuer liegenden Straßenstrecken aufs Geratewohl, wenn sie das Geräusch fahrender Fuhrwerksskolonnen hören. Gestern und heute freilich verhält sich ihre Artillerie auffallend ruhig, sei es, daß sie sich von dem vorgestern hier abgeschlagenen Angriff noch nicht erholt hat, sei es, daß ein Hauch von Weihnachtsstimmung auch sie hindert, den heiligen Abend durch Gefechtslärm zu stören.

An einer Waldecke, wo ein holperiger Feldweg zum nächsten Dorfe abzweigt, macht der Kraftwagen Halt und kehrt. Ich verabschiede mich von meinem bisherigen Begleiter und be-gebe mich in die Obhut eines Ordonnanz-Offiziers des Artillerie-Obersten Z., des Kommandeurs des in diesem Abschnitt stehenden schweren Fußartillerie-Regiments, bei dem ich heute und morgen zu Gaste geladen bin.

In der Kirche des französischen Dorfes, das wir bald erreichen, wird deutsche Weihnacht mit Christbaum und Predigt gefeiert. Auch die französische Bevölkerung hat sich teilweise zu der Feier eingefunden.

Außer dem schon genannten Artilleriestabe haben hier noch Infanteriestäbe und die Mann-

schaft einer Fußbatterie Quartier bezogen. Ein härtiger Landwehrmann hat das kleine Kindlein seiner französischen Quartiergeberin auf seinem Arme in die Kirche getragen und hält es hoch empor, damit es auch den Lichterschein schaue, und die jungen schwarzbraunen französischen Auglein leuchten erstaunt ob der niegeschauten Pracht. Und die französischen Frauen, Buben und Mädels, die mit den deutschen Soldaten in die Kirche geströmt sind, lauschen den fremden Lauten der deutschen, von den Wänden ihrer Kirche widerhallenden Weihnachtslieder. Wenn sie auch die Worte der Lieder nicht verstehen, so ahnen und fühlen sie doch vielleicht etwas von dem beseligenden Hauch, der über dem deutschen Weihnachtsfeste weht. Der protestantische Feldgeistliche, der hier die Weihnachtspredigt hält, fordert die Soldaten auf, Weihnachten fröhlich zu feiern, aber bei aller Lust derer nicht zu vergessen, die zu Hause in Trauer und Kummer sind, ein Mahnwort, das gewiß hier auf fruchtbaren Boden fällt. Haben doch die meisten dieser Krieger selber Weib und Kind zu Hause verlassen.

Die in ihrer Art schönste, rührendste und innigste Weihnachtsfeier stand mir aber erst noch bevor. Mein neuer Begleiter theilte mir mit, daß die im nächsten Nachbardorfe untergebrachte Fußbatterie aus dienstlichen Gründen ihre Feier etwas später abhalte, und wir noch rechtzeitig genug hinkämen, um an ihr teilzunehmen. Der Batteriechef, der mit der Schweiz in nahen Beziehungen stehe und

von meiner Ankunft gehört habe, würde sich über meinen Besuch freuen. Wie gerne nahm ich die Einladung an. Als wir das Dorf erreichten, war die Batterie schon zu der Feier versammelt auf dem ausgeräumten Heuboden einer alten Scheuer. Herzlich wurde ich vom Batteriechef Hauptmann von P. begrüßt. Staunend schaute ich mich um: die Heubühne war in einen Festraum verwandelt, der an sinnigem Schmuck und wehevoller Stimmung den Kirchenräumen nicht nachstand. Der ganze Raum prangte im Tannengrün, die Lichter des prachtvollen großen Tannenbaumes spendeten eine mäßige Helle. Auf einem erhöhten Boden stand ganz im Tannenreis verborgen ein altes Klavier. Hier hatte auch der Festchor Platz genommen, der durch seine Lieder und Musikvorträge der Feier die rechte Weihe gab. Das Programm dieser eigenartigen Weihnachtsfeier, das mir der Hauptmann zum Andenken überreichte, enthielt neben Klaviervorträgen, einer Ansprache des Batteriechefs und der Gabenverteilung auch etliche Doppelquartette, darunter das Lied Stille Nacht, heilige Nacht, das an dieser Stätte und in diesem Kreise eine bezaubernde Wirkung ausübte. Die Stimmung der Festgemeinde, die aus bayrischen Soldaten bestand, war gedämpfte Fröhlichkeit. Ein Fäßlein bayrisch Bier hatte seinen Weg bis hierher in die Front gefunden.

Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich von der Batterie, um mein Quartier zu be-

ziehen. Hier fand ich bei meinem Gastgeber, dem bayrischen Artillerieobersten J. und seinem Stabe eine nicht zu überbietende Kameradschaft, so daß ich in dem Kreise recht bald heimisch wurde. Lange bis über Mitternacht hinaus saßen wir beisammen in dem Pfarrhause des Ortes, wo der Oberst und sein Stab untergebracht sind. Auch ein Tannenhäümchen wurde angezündet, und die Offiziere zeigten mir die kleinen Geschenke, mit denen sie sich und den Obersten bedacht hatten, und der humorvolle Oberst erklärte mir selbst mit fröhlichem Lachen die kleinen harmlosen Scherzgeschenke, die seine Untergebenen ihm überreicht hatten. Die Stabsordonnanz, die uns das Weihnachtsessen zubereitet hatte, wurde mir als der frühere Requisitionsverwalter des St. Galler Stadttheaters vorgestellt und freute sich nicht wenig, etwas aus der Schweiz zu hören. Unter Musik und munteren Gesprächen schwanden die Stunden bald dahin. Der Oberst, ein stämmiger Bayer von starker hoher Gestalt, erzählte mir von den schweren, verlustreichen Kämpfen in den heißen und schönen August-, September- und Oktobertagen, während denen er mit seinem Stabe einmal fünf Wochen lang nicht aus den Kleidern und ins Bett gekommen, wie oft sie in Todesgefahr gestanden, wie gleichgültig man gegen die Gefahr werde. Er ist des Lobes voll über die Aufopferung, Pflichttreue und Tüchtigkeit der Offiziere seines Regiments, der aktiven wie der Reserveoffiziere und nicht minder über den guten Geist, der seine ganze Truppe

beseelt, jeder Mann suche sein Bestes zu leisten und erfülle seine Pflicht. Der Oberst erzählt mir auch, daß der französische Ortspfarrer, der im übrigen eine kühle Zurückhaltung beobachtet, ihm seine Bewunderung über die Frömmigkeit der deutschen Truppe, über ihren Anstand und ihre gute Sitte ausgesprochen habe.

Bis nach Mitternacht saßen wir wie alte gute Kameraden fröhlich beisammen. Der Christabend 1914 an der deutschen Front wird mir unvergeßlich bleiben.

III

Hinter dem Pfarrhause von . . ., wo ich die Weihnacht verbracht habe, plätschert ein Brunnen. Bei meinem Erwachen in der Morgenfrühe des Weihnachtstages tummeln sich halbnachte Gestalten vor dem Fenster meines Zimmers herum, bayerische Artilleristen, die trotz der Kälte von zwei Grad unter dem Gefrierpunkt mit dem entblößten Oberkörper zum morgendlichen Waschen gehen. Nach dem Frühstück ist protestantischer Gottesdienst in der Kirche. An die zweihundert deutsche Soldaten hatten sich dazu eingefunden. Der Feldgeistliche hielt eine kurze und gute, einfache Predigt, ohne Phrasenschwall und ohne Überschwang. Den tiefsten Eindruck hinterließ mir der einstimmige Gesang dieses zweihundert Mann starken deutschen Kirchenchors. Sie sangen zwei Chorlieder, ohne Vorbereitung, aber der letzte Mann stimmte kräftig ein, ohne Noten und ohne Text-

buch. Am Schlusse sangen diese fast ausnahmslos bärtigen, wetterfesten, in fünf Kriegsmonaten abgehärteten, doch nicht verhärteten Männer, die duzendmal dem Feind Verderben entgegenzuschleudert, die duzendmal dem Tode ins Auge geschaut, mit ihren rauhen Stimmen das alte, ewig junge Weihnachtslied O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.

Sie sangen es mit Kraft und Inbrunst, es wehte etwas wie Reformationsluft durch die französische Kirche. So stelle ich mir die glaubensstarken Gemeinden aus der Zeit des niederländischen Freiheitskrieges vor, aus dem uns so manche herrliche, alte Weise überliefert ist. Der Geist eines der Größten unter den Deutschen aller Zeiten ging durch den Raum, der Geist Dr. Martin Luthers, von dem das Wort stammt: Ein Mensch, sonderlich ein Christ, muß ein Kriegsmann sein und mit den Feinden in Haaren liegen. Ein Wort wie geprägt auf die heutige Zeit.

Ob gläubig, ob ungläubig, kein Mensch von Gefühl und gesunden Sinnen entzieht sich dem starken Eindruck einer aufrechten und aufrichtigen rauhen Kriegsfrömmigkeit. Jener Kriegsfrömmigkeit, welche die Heere der alten Eidgenossen wie die des großen Schwedenkönigs begeisterte und zum Kampf und Sieg führte, die in den Liedern der Säger der deutschen Befreiungskriege, eines Ernst Moritz Arndt, eines Theodor Körner, eines Max von Schenkendorf widerklang, die am Abend des 6. August 1870 über

das blutige Schlachtfeld von Wörth ging, als der Choral Nun danket alle Gott von Regiment zu Regiment weiter und weiter tönte und die heute wieder in den Gefängen des deutschen Heeres ihren Ausdruck findet. Kein Bachsches, kein Händelsches Kunstwerk kann in mir den Eindruck überbieten, den der einstimmige Massenchor der deutschen Soldaten am Weihnachtstage 1914 in der französischen Kirche des abgelegenen Waldtales erzielte.

In einer Ecke der Kirche saß schüchtern ein französisches Mütterchen mit ihrem zehnjährigen Söhnlein. Sie hörte Predigt und Gesang. Verstand kein Wort deutsch. Was mag sie in die Kirche in den deutschen Gottesdienst geführt haben? Sie stand wohl noch im Banne der Christbaumfeier, die sie abends vorher bei den deutschen Soldaten mitgefeiert.

Nach dem Gottesdienst wurde ich dem hier kommandierenden Brigadefeldwebel, Generalleutnant R., und seinem Stabe vorgestellt. General R. gleicht äußerlich einem deutschen Gelehrten und erinnert mich in Gestalt und Gesichtszügen und besonders auch in seiner Ausdrucksweise und Stimme stark an unsern trefflichen verstorbenen Obersten Rudolf, den früheren schweizerischen Oberinstrukteur und Waffenchef der Infanterie. Der General bespricht mit dem Kommandanten der Fußartillerie, dem Artillerieobersten J., dessen Gast ich bin, den Weg, auf dem ich am Nachmittag in die vorderen Linien der

Front geführt werden soll. Beim Abschied kommt eben auch der Divisionskommandeur, General R., angeritten, dem ich ebenfalls vorgestellt werde. Er trägt einen alten polnischen Namen, scheint voll Temperament und guter Laune und ein leidenschaftlicher Reiter zu sein.

Begleitet von einem Offizier und einem Mann mit geladenem Gewehr, steige ich am Nachmittag einen Berg hinan, der mit Ginstergesträuch und jungem Tannenwald bewachsen ist. Nach einer etwa anderthalbstündigen Wanderung erreichen wir das Stabsquartier des Obersten B., dessen Infanterie-Regiment diesen Abschnitt besetzt hält. An einem steilen Waldhang, zu dem eine von den Pionieren gebaute Treppe hinaufführt, bewohnt der Oberst, abgeschieden von der Welt, mit seinem Adjutanten und einigen Mann seine Klause. Er ist eine schöne, geschmeidige Soldatengestalt, eine richtige Reiterfigur, aber auch ein gewandter Bergsteiger, was in dieser Berggegend noch wichtiger ist, schlank und hager. Von herzwinnendem Wesen. Seine Wohnung, ein in den Waldhang ein- und gut ausgebauter Unterstand, ist recht wohnlich eingerichtet, als Bettstellen dienen ihm und dem Adjutanten zwei einfache Holzgestelle, wie man sie in unsern Alphütten sieht. Aber es fehlt nicht an Matrasen und Decken und sauberem Linnenzeug. In der Ecke spendet ein eiserner Zylinderofen, den die Heeresverwaltung geliefert hat, eine angenehme Wärme. Auch die benachbarten Mannschaftsunterstände sind recht

gemütlich eingerichtet und ausgepolstert. Überall, in den Mannschaftsräumen so gut wie in den Offizierwohnungen, steht ein Weihnachtsbaum, und die Weihnachtsgaben sind auch in diese entlegenen Quartiere gelangt. Oft finde ich unter dem Tannenbaum die Bilder der lieben, fernen Familienangehörigen, der Frau und der Kinder oder der Eltern aufgestellt.

Nach kurzem Halt geht es weiter über Berg und Tal. Müstigen, leichten Schrittes schreitet Oberst B. als Führer auf dem schmalen Waldpfade voran, ich folge als zweiter der Kolonne. Unterwegs besichtigen wir verschiedene Höhlenwohnungen, Unterstände und Stellungen, die zum Teil noch im Bau sind. Heut, am Weihnachtstage, ist die Arbeit eingestellt, sonst wird von den Leuten, die nicht Dienst im Schützengraben haben oder sonst unter den Waffen stehen müssen, fleißig an der Verstärkung und Verbesserung der Werke und an der Neuerstellung von Unterkunftsräumen, Zufahrtswegen, Entwässerungen, Schutzbauten, Treppen und Maskierungen gearbeitet. Eine Anzahl Pioniere ist dem Regiment zugeteilt, das im übrigen im Offiziercorps mehrere Techniker zählt, die derartige Bauten zu leiten verstehen.

Hinter einem Waldrande orientiert mich der Oberst über die Stellungen. Wir sind jetzt den vordersten Linien nahe, dann und wann hören wir einige Schüsse fallen. Mit dem Feldstecher kann ich deutlich über ein Tälchen hinweg fran-

zösische Unterstände entdecken. Das Artillerief Feuer schweigt heute fast ganz.

Wir steigen in einen einsamen Talgrund hinab, in dem versteckt ein Weiler liegt. In den Häusern ist eine deutsche Infanterie-Kompanie untergebracht, als Reserve oder Ablösung der weiter vorne am Berghang in den Schützengräben liegenden Besatzung. Oberst B. besucht mit mir verschiedene Unterkunftsräume. Überall, in den Quartieren, in ihrer Umgebung, auf den Parkplätzen herrschen tadellose Ordnung und Reinlichkeit. Auch hier steht in jedem Quartier der Christbaum, und jeder Mann hat sein Weihnachtspaket erhalten. Der Oberst stellt mich überall als Schweizer vor, und manchmal meldet sich dann einer, der vor dem Kriege in der Schweiz in Stellung gestanden hat und gerne ein Wort mit mir wechselt. Auch der Revierkrankenstube wird ein Besuch abgestattet. Dort liegen nebst einigen Revierkranken mehrere Leute, die gegen Typhus geimpft worden sind. Auf dem Tische brennt unter einem Apparat die Spirituslampe, hier wird der Impfstoff gebraut oder zum Gebrauche zugerichtet. Die Frage, ob hier Typhusfälle vorgekommen seien, wird mir verneint. Die Typhusimpfung wird aber als Vorbeugungsmaßnahme im ganzen Heere durchgeführt.

In und vor den Wohnungen treffe ich die deutschen Soldaten im freundlichsten Verkehr mit den französischen Dorfbewohnern. Der Oberst

gestattet mir ohne weiteres, mich mit den Bewohnern zu unterhalten, ja er zieht sich, um das Gespräch durch seine Anwesenheit nicht zu beeinflussen und die Unbefangenheit der Leute nicht zu beeinträchtigen, zurück, wenn ich mich mit ihnen bespreche und läßt mich mit den französischen Bewohnern allein verkehren. Da treibt sich ein zwölfjähriger Junge herum und macht sich im Park, bei den Zugsperden und in der Feldküche zu schaffen, wo die Gulaschkanonen, mit Tannenhäusern geschmückt, aufgepflanzt sind. Gulaschkanonen, so nennt der Soldatenwitz die Feldküchen, die bei heruntergeklapptem Rohre eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Geschütz haben. Ich frage den jungen, schwarzhhaarigen Franzosen, ob er sich denn mit den deutschen Soldaten verständigen könne. Oh, je comprends déjà quelques mots, antwortet er. Seine Mutter, die mit einem zweijährigen Kinde auf dem Arme daherkommt, antwortet mir auf die Frage, wie sie mit den in ihrem Hause untergebrachten Soldaten auskomme: Oh, ils sont très gentils, und sie versichert mir wiederholt, wie anständig der Verkehr mit ihnen sei. Ihr Mann ist gleich nach der Mobilmachung als Soldat der Territorialarmee eingezogen worden. Seit dem August hat sie keine Nachricht von ihm, fügt sie bei. Und die Tränen stürzen ihr in die Augen. Oh, la guerre, la guerre, quand finira-t-elle? fragt sie und erwartet wohl von dem Schweizer eine tröstliche Zusicherung, und ich kann ihr doch

nichts weiter bieten, als den Rat, sie solle Hoffnung und Geduld nicht verlieren.

Il^s sont bien gentils, bien gentils. So lautet die Auskunft überall, wo ich anfrage. Nur ein altes Weib mit einer spizen Nase und einem bösen Blicke, das ich beim Brunnen vor ihrem Hause ansprach, beantwortete meine Frage nach dem Benehmen der Deutschen mit den Worten: Au commencement, ils étaient méchants. Et maintenant? frage ich weiter. Oh, maintenant, ça va mieux.

In dem eine halbe Stunde von dem Weiler entfernten Pfarrdorfe, wo wir später auf dem Heimweg vorbeikamen, besuchten wir ein Haus, in dem an die zwanzig Soldaten einquartiert waren. Sie saßen, als wir ankamen, in der Stube und sangen, die Familie aber, mehrere Frauen und Kinder, waren in der Küche um den Tisch herum versammelt und tranken ihren Kaffee. Eine anmutige Französin im Beginn der zwanziger Jahre, ein bildschönes Mädchen mit einem Augenpaar, aus dessen schwarzem Gefunkel Stolz und Würde sprachen, schien die Regentin dieses Familienkreises zu sein, sie führte das Wort, und die Soldaten, die aus- und eingingen, begegneten ihr mit großer Achtung. Ich frage auch hier nach dem Betragen der Soldaten, und sie antwortet lebhaft und nicht ohne Wärme: Oh, ils sont très aimables, très convenables. Dann klagte sie mir, wie groß die Noth im Dorfe eine Zeitlang gewesen, als es bald von französischen, bald von deutschen

Truppen besetzt war. Die Lebensmittel waren ausgegangen, es fehlte an Brot, an Kartoffeln, denn die Ernte konnte nicht eingebracht werden, die Kartoffeln faulen noch heute im Boden. Seitdem die Franzosen auf ihre jetzigen Stellungen zurückgeworfen und die Deutschen im unbestrittenen Besitze des Dorfes sind, ist die Lebensmittelversorgung der Bewohner, wie überall, wo deutsche Truppen französische Gebiete besetzt haben, geordnet. Lebensmittel werden durch die Heeresverwaltung herbeigeschafft und an die Bevölkerung abgegeben. *Maintenant, nous avons à vivre, les soldats partagent leur pain avec nous,* sagte die schöne junge Französin. *Il paraît que ce ne sont pourtant pas des barbares,* bemerke ich, und sie antwortet mit Leidenschaft: *Non, certainement pas, monsieur. Mais vous savez, c'est la guerre, qui excite tant les âmes des gens qu'ils se médisent, qu'ils se calomnient.*

IV

Über dem Weiler im Talgrunde, zu dem wir von dem Waldquartier des Regiments-Kommandeurs Oberst B. herunter gestiegen waren, erhebt sich auf der anderen Seite eine einhundertzwanzig Meter hohe, waldbige Bergkuppe, die von den Deutschen in hartem Sappenangriff den Franzosen abgerungen worden ist. Bevor wir den stillen Ort verlassen und den Berg hinaufsteigen, führt mich der Oberst noch zum Kriegerfriedhof, der auf einer Wiese am Dorfrand angelegt worden ist.

Die Gräber sind mit frischen grünen Kränzen geschmückt. Eine überaus stimmungsvolle Stätte ist dieser Friedhof im entlegenen Waldtale. Wir kommen die Verse in den Sinn, die Fr. Forster vor Jahrzehnten in einem Gedicht zu einer Gedächtnisfeier des Aufrufs der Freiwilligen vom 3. Februar 1813 verfaßt hat:

Ein Kirchhof liegt gebreitet,
Keine Mauer faßt ihn ein,
Keine Hügel sind bereitet
Mit hohem Leichenstein.
Der Pflüger pflügt darüber
Und fragt nicht nach dem Grab.
Der Wandrer zieht vorüber,
Schaut nicht auf euch hinab.

Nähe am Soldatenfriedhof steht ein stattliches Haus, in dem Soldaten einquartiert sind. Davor ein Brunnen, dem ein breiter Wasserstrahl entquillt. Ein breitschulteriger Soldat, nackt bis auf die Hüften, die Hosen weit über die Knie aufgestülpt, stürzt heraus über den gefrorenen Boden und nimmt sein Weihnachtsbad. Dort der Tod, hier das gesundheitstrozende Leben.

Wir schreiten den Berg hinan. Im Walde, dicht am Rande liegen noch vier Gräber. Das eine davon ganz frisch. Vorgestern haben sie hier einen braven Pionier zur Ruhe bestattet. Eine französische Granate hatte ihn in einem Unterstand erschlagen. Von den sechs Mann, die darin lagen, wurden drei mehr oder weniger schwer durch Granatsplitter verwundet, zwei verschüttet,

aber noch lebend ausgegraben, einem, dem Pionier, wurden beide Beine weggerissen, so daß er verblutete. „Er war ein guter Soldat,“ sagt Oberst B. „Es trifft immer die Besten. Drunten auf dem Friedhof am Dorfrande liegt auch ein Unteroffizier, es war ein trefflicher Soldat. Wochenlang hat er sich darauf gefreut, daß endlich der Angriff auf den Berg beginne. Da war er der erste, der dabei fiel.“ Der Oberst läßt nun die Toten, statt auf dem Friedhof am Dörschen, im Walde beerdigen, damit die Leute sich weniger beunruhigen. Ein Waldfriedhof von unbeschreiblicher Schönheit. Auch diese Gräber sind mit Tannenreis, mit Weihnachtsbäumchen, mit Efeu und Stechpalmenkränzen, aus denen die roten Beeren hervorleuchten, reich geschmückt.

Wir besichtigen jetzt den Sappenangriff. In zweiwöchiger harter Arbeit wurde die Bergkuppe den Franzosen abgerungen. In dem dichten Unterholz lagen die französischen Schützen versteckt und beschossen jeden Mann, der sich zeigte. Ein Vortragen des Angriffs war nur mit der Sappe möglich. Im Schutze des nächtlichen Dunkels setzte sich zuerst eine deutsche Schützenlinie am Berghange fest. Jeder einzelne Schütze schürfte den steilen, steinigten, wurzelreichen Waldboden des Hanges an und schaffte sich so eine Deckung, so gut es ging. In einer der folgenden Nächte schlich die Schützenkette zehn bis zwanzig Meter vor, schürfte wieder und suchte hinter der aufgeworfenen Erde Deckung. Deutlich

sind diese stufenweise ausgehobenen Stellungen noch zu erkennen. So wurden die Franzosen Schritt für Schritt den Berg hinauf zurückgedrängt. Die Wegnahme der oberen Hälfte des Berges aber gelang nur im planmäßigen Sappenangriff, den wir jetzt im Aufstieg genau verfolgen können. Da wurde zunächst ein erster Schützengraben erstellt, von hier aus ein Annäherungsgraben schräg aufwärts vorgetrieben, ein zweiter Schützengraben ausgeführt und besetzt. Von hier aus wurde die Arbeit in gleicher Weise fortgesetzt, wieder zuerst mit einem Annäherungsgraben, der im Zickzack aufwärts führt und von dem aus nach beiden Seiten hin der dritte Schützengraben ausgehoben und besetzt wurde. Nun kam die Entscheidung um den Besitz des Berges. Als die Franzosen bemerkten, wie die Deutschen Stufe für Stufe in systematischer Sappenarbeit vorrückten und sich in den Gräben gedeckt einnisteten, begannen sie von der jenseitigen Seite des Berges ebenfalls Schützen- und Laufgräben vorzutreiben, um den Deutschen zuvorzukommen. In diesem Wettgraben kamen die harten deutschen Fäuste zuvor. Ihr Laufgraben erreichte die Bergspitze zuerst. Bis auf acht Meter waren die Franzosen herangekommen, als die Deutschen oben erschienen und die mit einer Felsenburg gekrönte Bergspitze in Besitz nahmen. Es ist eine ungeheure Arbeit, die hier unter dem feindlichen Feuer geleistet worden ist. Nicht mehr als zwei Mann konnten gleichzeitig im Annähe-

rungsgraben arbeiten. Der eine pickelte, der andere schaufelte und warf die Erde rechts und links als Deckungswall auf. Dabei mußte äußerste Vorsicht beobachtet werden. Mancher Pickel und mancher Spaten wurde mit einem französischen Geschoßeinschlag gestempelt, und wehe der Hand, die bei der Arbeit zu hoch gehoben wurde — flugs saß eine französische Kugel darin. Je näher dem Gipfel, desto schwieriger wurde der Boden, desto härter die Arbeit. Dicke Baumwurzeln mußten durchsägt oder durchgeschlagen werden. An einer Stelle, nahe am Gipfel, stieß der Annäherungsgraben auf einen Felsen. Sprengmaterial war nicht zur Verfügung. Man mußte die Stufe durch höheres Aufwerfen des Walles sichern.

Sobald der etwas abgeplattete Berggipfel erreicht war, galt es sich festzusetzen und festzubauen. Sogleich wurde vom letzten Annäherungsgraben aus hinter dem diesseitigen Rand der kleinen Hochfläche ein Schützengraben gezogen und befestigt, seine Brustwehr mit Sandsäcken und eisernen Schützenblenden verstärkt. Diese in die Brustwehr eingebauten Schutzsilde sind mit einer Schießcharte versehen, eben groß genug, um den Feind, der auf zwanzig bis dreißig Meter Entfernung eingegraben gegenüber liegt, beobachten zu können. Auch die Franzosen bedienen sich solcher Schutzsilde, die sie ebenfalls in die Brustwehr einbauen. Einer, den die Deutschen erobert haben, wurde mir im Schützengraben

gezeigt. Laufgräben und Schützengräben wurden sodann erweitert, so gut es die Bodenverhältnisse gestatteten. Von den aus den illustrierten Zeitschriften bekannten, schön ausgebauten und gedeckten, mit Unterständen versehenen wohnlichen Schützengräben ist hier freilich keine Rede. Der Graben ist eben breit genug, daß zwei Mann aneinander vorbeikommen können. Da und dort ist der Graben nischenartig erweitert. Die Schießstände — die Standorte der Schützen verdienen diese Bezeichnung im wörtlichen Sinne — sind zum Schutze gegen die Kälte des Bodens mit einer Strohschicht bedeckt. Jeder Schütze hat sein genau abgegrenztes Beobachtungs- und Schußfeld. Ab und zu fällt ein Schuß hinüber und herüber. Dann takt es in einem Baumstamm oder quirlt es in der Erde. Das französische Geschos verursacht fast genau den gleichen scharfen, hellen, gehässigen Knall wie unser schweizerisches Infanteriegewehr. Der deutsche Gewehrschuß klingt etwas dumpfer.

Letzter Tage haben die deutschen Schützen den französischen Schützengräben mit Handgranaten beworfen. Seitdem ist es drüben bedeutend ruhiger geworden und die Schießerei hat nachgelassen. So berichtet uns der Bataillonskommandeur. Die Leute rühmen im übrigen die Bravour der ihnen gegenüberliegenden Feinde. Nur für gefährvolle Erkundungs-Patrouillengänge haben sie keine Neigung. Sie ziehen andere Erkundungsmittel vor. Bis zu dem jüngst erlassenen Verbot hatte ein lebhafter Rufverkehr zwischen den

Schützengräben stattgefunden, und unlängst wurde aus der französischen Front herübergerufen: Deutsche Soldaten, ergeben Sie sich, die Russen sind in Berlin. Gute Be'andlung zugesichert. Da kamen sie aber an die Rechten. Das deutsche Kraftwort, das hinüberschallte, läßt sich nicht wiedergeben. Ähnliche Aufforderungen werden von verschiedenen Stellen der Schlachtfrent berichtet.

Lange hatten wir im vordersten Schützengraben gewieilt und uns mit den Soldaten unterhalten. Die Dämmerung naht, es muß Abschied genommen sein. Im Schützengraben zu übernachten, dazu fehlt mir die Vollmacht. Im Abstieg haben wir Gelegenheit, zu beobachten, wie eifrig an der Verbesserung aller Werke gearbeitet wird. Eine Treppe von zweihundertundneunzig Stufen ist angelegt. Eben steigen einige Mann keuchend herauf und tragen in die Schützengräben die heißdampfende, wohlriechende Abendsuppe. Weiße Bandstreifen dienen als Wegweiser in der Dunkelheit. An einer Stelle ist eine Schneise in den Wald gehauen und das Trassee für eine Seilbahn abgesteckt, die in den nächsten Tagen in Angriff genommen werden soll.

Ungefähr in Zweidrittels-Höhe des Berges führt ein von den deutschen Pionieren verbesserter Waldweg ziemlich horizontal dem Hang entlang. Eine Tafel bezeichnet ihn als Pionier-Allee. Zu beiden Seiten dieser Allee sind wieder die bekannten bewohnten Unterstände, Offizierswohnungen und Mannschafträume, von denen

wir noch verschiedene besichtigen, in die Erde eingebaut. Hier sind die Ablösungen für die Besatzung der Schützengräben untergebracht, die alle sechs Stunden wechselt. Alle achtundvierzig Stunden erfolgt die Ablösung der gesamten vorderen Linie. In jedem Raume steht auch hier der Christbaum, und überall liegen die Gaben ausgebreitet, die den Weihnachtspaketen entnommen worden sind. In allen Unterständen und Quartieren hat der Oberst ein freundliches Wort für die Mannschaft und erkundigt sich, ob sie Weihnachten gut gefeiert haben. Wenn dann die frohe Antwort zurückkommt: Jawohl, Herr Oberst, so fragt er etwa: Aber übers Jahr doch wohl noch lieber zu Hause, nicht wahr? Dann fröhliche Zustimmung. Nur in einem Unterstande hat einer dazwischen gerufen: Na, mir wär's gleich, man ist's jetzt gewöhnt. Wird wohl ein Junggeselle gewesen sein.

Nicht immer ist übrigens das Lustwandeln auf der Pionier-Allee geraten, und nicht immer ist der Aufenthalt in diesen Blockhäusern und Unterständen so gemüthlich. Der auf der Karte eingezeichnete Waldweg ist den Franzosen bekannt, und sie überschütten ihn von Zeit zu Zeit mit ihrem indirekten Granatfeuer. Ein Leutnant zeigt uns eine Stelle, wo gestern eine Granate auf den Weg eingeschlagen hat. Nicht weit von hier war es auch, wo der Pionier erschlagen wurde, der jetzt im Waldfriedhof drunten am Berge ruht. An vielen Bäumen sind von den Granaten die Kronen abge-

schlagen, andere sind mitten entzwei geborsten. Fast kein Baum, der nicht mehr oder weniger zersplittert ist. Der Wald ist eine Wüstenei. In einer Buche zeigt uns der Bataillonskommandeur eine französische Gebirgsgeschützgranate, die, ohne zu plazen, unverfehrt, mit zwei Dritteln ihrer Länge in den Stamm eingepreßt, stecken geblieben ist.

Die von den Deutschen im Sappenangriff eroberte Bergkuppe setzt sich auf einer Flanke in einem kahlen Rücken fort, der noch im Besitz der Franzosen ist, die von hier aus das schon oben erwähnte Kirchdorf beherrschen und öfters beschießen. Verschiedene Dorfbewohner sind dem Feuer zum Opfer gefallen. Ein Mann wurde auf dem offenen Felde beim Kartoffelgraben erschossen. Zwei Mädchen im Alter von sechzehn und achtzehn Jahren und zwei Kinder traf das tödliche Blei auf der Straße. Jetzt ist das Dorf wenigstens gegen Infanteriefener gesichert. Um eine gefahrlose Verbindung zwischen den Quartieren der Reserve und der Besatzung der Schützengräben zu schaffen, haben die Deutschen auf eine Länge von mehreren hundert Metern einen Laufgraben erstellt und den Weg zum Dorfe durch eine lange Blendung gedeckt. Diese Blendung besteht aus Kisten und Bretterwänden, die mit Sand gefüllt sind. Sechshundert Kisten sind dafür verwendet worden. Alle diese Arbeiten sind selbstverständlich nur zur Nachtzeit ausgeführt worden. Während wir im Laufgraben und hinter den Blenden dem Dorfe zuschritten, piffen über unsere Köpfe die

französischen Geschosse durch die Dämmerung. Das ist, wie mir der Oberst mittheilt, die Tageszeit, zu der die Franzosen regelmäßig ihr Feuer verstärken. Bald hier, bald dort surrt es und knallt es mit dem bekannten Tack-Tack des Einschlages.

In dem Hause der schönen jungen Französin, von der oben die Rede war, ertönte Gesang und Lautenspiel. Nachdem der Oberst mit mir eingetreten war und die übliche Meldung des Unteroffiziers entgegengenommen hatte, bat ich noch um ein Lied. Da stimmte der mit der Laute an, und was war wieder die Weise? Stille Nacht, heilige Nacht. Auch hier Weihnachtsstimmung. Dann folgte das schwermütige, auch von unseren Schweizeroldaten so oft gesungene: Nach der Heimat möcht' ich wieder . . . sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat sei gegrüßt!

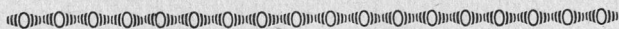
Mit herzlichem Händedruck verabschiedete ich mich von dem Obersten, der in seine stille Waldklausurückkehrte, während der Ordonnanzoffizier und ich mit unserer Wache den Weg zu unserm Quartier nahmen, wo wir nach sechsständiger Wanderung anlangten.

Als wir in später Stunde noch fröhlich beisammen saßen, meldete ein schneidiger Major dem Artillerieobersten B. den Durchmarsch seines Bataillons durch das Dorf. Es hatte bereits einen längeren Tages- und Nachtmarsch hinter sich und noch zwei Wegstunden vor sich. An den Straßenrändern lagen oder saßen die Leute auf dem harten, kalten Boden zu kurzer Raft. An einer

Stelle, wo sich die Straße zu einem kleinen Platze erweiterte, saß eine Gruppe im Kreise herum und plauderte. Da stimmte einer plötzlich an, und in die Nacht hinaus klangen die gedämpften Stimmen, innig und sehnsüchtig. Und noch einmal war's die alte Weise: Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Halblaute Kommandostimmen: Auf! Vorwärts marsch! Und weiter ging's in die dunkle Nacht hinaus, auf hart gefrorenem, holprigem Wege, an die Front, dem Feinde entgegen. Am Schlusse der Kolonne marschiert eine Abteilung junger Ersatzmannschaften, die sich hier angeschlossen haben und morgen eingereicht werden sollen. Frische, flotte Jungen. Die übermütigen Scherzworte, die in der Ausbildungszeit im Garnisondienst so leicht über die Lippen flossen, waren freilich heut abend verstummt. Eine ernste, fast feierliche Stimmung war über die jungen Leute gekommen. Heute nacht noch stehen sie zum ersten Male dem Feinde gegenüber, und schon das Morgenrot leuchtet vielleicht dem einen oder anderen zum frühen Tod.

So schloß der letzte Abend meines dreitägigen Aufenthaltes an der deutschen Front, zu Kriegsweihnachten 1914. Es war ein Erlebnis.



In deutschen Kriegslazaretten

Wenn einst die Geschichte des europäischen Krieges geschrieben wird, werden auch die Leistungen und Fortschritte der Kriegschirurgie und Kriegsmedizin ihre fachwissenschaftliche Würdigung

finden. Dem Laien, welcher versucht, sich ein Bild von der Bedeutung des Militärsanitätswesens im Kriege der Millionenheere zu machen, wird, wenn er ihre Werke sieht, klar, welche ungeheure Summe von geistiger und körperlicher Arbeit, von aufreibenden seelischen und leiblichen Anstrengungen, von heldenmütiger Hingabe und Aufopferung in diesem so überaus wichtigen Zweige des Dienstes hinter der Linie geleistet wird, und was für ein Segen für das ganze Heer, das ganze kriegführende Land in einer gut eingerichteten und geleiteten Kriegsheilpflege liegt.

In vorbildlicher Weise ist das Kriegsheilwesen schon zur Friedenszeit im deutschen Heere ausgebildet und so vorbereitet worden, daß es den ins Ungeheure steigenden Ansprüchen des gewaltigen Kriegsheeres zu genügen vermag. Die sorgfältige Vorbereitung und der mustergültige Betrieb der Verwundetenpflege macht Tausende und Abertausende von Kriegern wieder kampffähig und gibt sie der Front zurück, er hält Tausende und Abertausende, die sonst unrettbar verloren wären, am Leben, gibt Tausenden und Abertausenden, die sonst zugrunde gingen, ihre Lebens- und Arbeitsfähigkeit zurück und erhält sie der Familie und dem Staate als Werte erzeugende Kräfte.

Mit Bewilligung der zuständigen Amts- oder Kommandostellen habe ich in den letzten zweieinhalb Monaten eine Reihe deutscher Kriegslazarette, zum Teil draußen nahe hinter der Front, zum Teil in Etappenorten und Garnisonstädten

Südwestdeutschlands besucht. Verschiedenartig nach ihrer Lage und Zweckbestimmung, nach räumlicher Ausdehnung und Reichhaltigkeit der Hilfsmittel, gleichen sie sich doch alle in einem: in der muster-gültigen Ordnung und Reinlichkeit, in der zweck-mäßigen Einrichtung und Ausnützung der zur Verfügung stehenden Hilfskräfte und Hilfsmittel. Ich habe Feldlazarette in der Woivre, im Kampf-gebiet zwischen Mosel und Maas, in Etappen-orten an der belgisch-französischen Grenze und in großen Garnisonstädten gesehen, solche der ein-fachsten Art, dicht hinter der Kampflinie gelegene, die den Charakter von Hauptverbandplätzen trugen, und die nur mit den notwendigsten Hilfsmitteln ausgestattet waren; andere, die in Seminarien, Schulhäusern, öffentlichen Gebäuden aller Art neu errichtet und aufs beste ausgestattet worden sind; andere wieder, die schon in Friedenszeiten als Garnisonlazarette gedient haben und von vorn-herin mit allem, was die Kriegsheilkunde ver-langt, reichlich ausgestattet waren. Hier in diesen Garnisonlazaretten befinden sich die großen und reichen Sanitätslager, von denen aus die Feld-lazarette, sowie die Sanitätsabteilungen des Feld-heeres mit allem nötigen Nachschub an Verband-material und Kriegsheilmitteln versehen werden. Hier sind in großen Schuppen mächtige Vorräte an Tragbahren, Sanitätskisten, Instrumenten, Me-dikamenten, Verbandzeug, Krücken, künstlichen Gliedmaßen, kurz an Sanitätsmaterial aller Art aufgestapelt. Ein sehr großer Teil dieses Mate-

rials wird in den Garnisonlazaretten selbst hergestellt. Diese sind auch mit einer großen Apotheke ausgestattet, wo durch eine Schar von Militär-apothekern die Medikamente für die Sanitätsanstalten des Heeres hergestellt werden.

Schon die große, bis jetzt allen Anforderungen genügende Zahl von Feldlazaretten und ihre vortreffliche Ausrüstung beweisen, in welcher großartiger Weise die Leitung der deutschen Militär-sanität für die Bedürfnisse des Krieges vorgesorgt hat. In einer einzigen Garnisonstadt Südwestdeutschlands bestehen zurzeit dreißig, in einer anderen sogar vierundfünfzig Lazarette; diese Zahlen übersteigen den augenblicklichen Bedarf bei weitem. In den meisten Sälen gibt es noch freie Betten, in fast allen Lazaretten noch Räumlichkeiten, die zurzeit nicht belegt und für den Fall eines plötzlichen starken Anschwellens der Verwundetenzahl freigehalten sind. Von einer Überfüllung der Lazarette ist in Deutschland noch keine Rede. Eines der größten Lazarette des Reiches, das ich jüngst besucht habe und das neunhundert, im Falle der Not sogar tausend Kranke und Verwundete aufnehmen kann, hat gegenwärtig kaum die Hälfte dieser Zahl in Verpflegung. In zweckmäßiger Weise werden fortwährend die dem Kriegsschauplatz näher liegenden Lazarette durch Abschiebung von Verwundeten ins Landesinnere entlastet.

Mit eindringlicher Deutlichkeit treten dem Besucher der Feldlazarette die Schrecken des Krieges

vor Augen und prägen sich seinem Bewußtsein ein. Während meines Besuches in einem großen Feldlazarett eines Etappenortes an der belgisch-französischen Grenze trafen eben mehrere Wagen voll Verwundeter ein, die direkt aus einem Gefecht in den Argonnen oder an der Aisne herbefördert worden waren. Zur Beförderung der Verwundeten vom Schlachtfelde steht den Etappenlazaretten ein zahlreicher Park von Kraftwagen zur Verfügung. Die größten davon sind für den Transport von zwanzig bis dreißig sitzenden Leichtverwundeten oder von zwölf liegenden Schwerverwundeten eingerichtet. In zwei vollbesetzten Kraftwagen werden fünfzig Leichtverwundete, die soeben angekommen sind, auf den Bahnhof geführt, um hier sogleich verladen und weiter rückwärts befördert zu werden. Um die Mittagsstunde sind sie verwundet worden, auf dem Hauptverbandplatze wurde ihnen der erste Verband angelegt, nachmittags fünf Uhr sitzen sie fünfzig bis sechzig Kilometer hinter der Gefechtsfront im Eisenbahnzuge und kommen noch in der gleichen Nacht an ihrem Bestimmungsorte im Landesinnern an.

Da langt auch ein Wagen mit Schwerverwundeten an. Eben wird einer auf einer Bahre vom Wagen ins Lazarett getragen. Die dargebotene Zigarette, die sonst alle Verwundeten mit Leidenschaft ergreifen, lehnt er traurig lächelnd ab: Der Arzt hat ihm das Rauchen verboten, er hat einen Brustschuß. Ein zweiter mit verbundenem Kopfe, ein dritter mit zerschmetterter Schulter,

ein vierter mit zerschmettertem Beine werden abgeladen und ins Lazarett befördert. Keiner klagt, alle tragen geduldig ihr Los.

Im Lazarett liegen sie in langen Reihen nebeneinander, Deutsche und auch einige Franzosen. Da ist ein junger, blonder Rheinländer mit zerschmettertem Unterschenkel. Über seinem Kopfe hängt am Verwundeten-Täfelchen das Eiserne Kreuz. Der Hauptmann, der mich auf meinem Gange begleitet und der diese Kriegsauszeichnung ebenfalls trägt, reicht dem Braven die Hand, fragt ihn nach seinem Befinden und erkundigt sich, wie und wo er sich das Kreuz geholt. Wie ein stolzes Leuchten geht es über das Gesicht des Mannes. Er hat das Kreuz, das er sich auf einer Erkundungspatrouille erworben, nur vier Tage lang getragen, dann wurde er niedergestreckt und kam ins Lazarett. Wieder an die Front zu kommen, ist sein ganzes Sinnen und Sehnen.

Schreckhafte Erscheinungen traten mir in einem Typhuslazarett einer Garnisonstadt vor die Augen. Die verzerrten Gesichter, die entgeisterten Augen der im Fieberwahn verwirrten Schwerkranken — das waren unendlich traurige Bilder. Einer, der das Eiserne Kreuz hatte, behauptete im Fieberwahne fortwährend, vierzehn Eiserne Kreuze zu besitzen und verlangte, die dreizehn anderen in Berlin zu holen.

Der Typhus ist im deutschen Heere nicht etwa im Schützengraben entstanden und verbreitet worden, vielmehr sind die Ansteckungsherde in den

Quartieren der französischen Dörfer zu suchen. Schlechte Brunnenleitungen, die an Jauchegruben vorbeiführen, Misthaufen vor jedem Hauseingange, das sind Ansteckungsherde erster Ordnung. Wo deutsche Truppen in französische Dörfer einquartiert werden, ist es ihr erstes, die Straßen vom Unrat zu reinigen. Durch strenge Maßnahmen, wie Sperrung von bakterienverdächtigen Brunnen, ist es gelungen, den Typhus wirksam zurückzudämmen, und die Typhuslazarette, die eine Zeitlang überfüllt waren, entvölkern sich jetzt. Eine gute Wirkung namentlich für einen leichten Verlauf der Krankheit schreiben die Ärzte der all- gemein durchgeführten Typhusimpfung zu. Mit allen Mitteln wird der Ansteckung und Weiter- verbreitung der Krankheit entgegengearbeitet. Er- krankt ein Soldat an Typhus, so kommen seine nächsten Quartierkameraden für eine zehntägige Beobachtungszeit ins Typhuslazarett, wo sie in besonderen Baracken untergebracht werden. Für die peinliche Vorsicht, die auch für das Pflege- personal angewendet wird, spricht der Umstand, daß in diesem Typhuslazarett noch kein einziger Arzt, keine einzige Krankenschwester, kein ein- ziger Krankenträger und Gehilfe erkrankt ist. Das Typhuslazarett ist mit allen Mitteln der mo- dernen Heilpflege, namentlich auch mit Bädern ausgestattet. Die Zahl der Todesfälle bleibt denn auch auf einer geringen Stufe.

Spannende Erlebnisse aus dem Kriege hört man von den genesenden Kranken und Verwun-

deten. Im Feldlazarett zu M. lag ein Unteroffizier aus Schlesien namens B., der mit einer starken Quetschung der Brust, verbunden mit innerlichem Bluterguß, eingeliefert worden war. Bei seiner Untersuchung fand man den Brustbeutel genau auf dem Herzen liegend; der Mann hatte ihn absichtlich so umgelegt. Darin fanden sich drei Fünfmarskstücke und ein Dreimarskstück, stark verbogen. Ein Infanteriegeschöß war an den Münzen abgeprallt. Neben ihm lag ein achtzehnjähriges Bürschchen, das vor dem Kriege als Piccolo in einem Hotel in Stellung gestanden und sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Er ist von nicht weniger als zwölf Granatsplittern getroffen und wie durch ein Wunder dem Tode entgangen. Sieben seiner Kameraden hatte die gleiche Granate erschlagen. Im gleichen Saale lag neben mehreren Südfranzosen und Korsikanern auch ein Elsässer, der seinerzeit im deutschen Heere gedient hatte, dann als Reservist ohne Abmeldung aus dem Elsaß nach Frankreich abgewandert und beim Kriegsausbruch — nach seiner Angabe gezwungen — in das französische Heer eingereicht worden war. Er wird sich nach seiner Wiederherstellung vor dem Kriegsgericht zu verantworten haben.

Unter Führung des Chefarztes, Geheimrat H., machte ich letzter Tage einen Gang durch das schon genannte große Garnisonlazarett in S. Es war eine Freude zu sehen, wie wohlverpflegt und vergnügt die Verwundeten sind. In allen Räumen standen noch die Weihnachtsbäume, und die Wände

waren mit grünen Kränzen und Bändern in den Landesfarben geschmückt, wie in einem Festsaale. Auf den Tischen stand reicher Blumenschmuck, die Spende edler Menschenfreunde. Ein Menschenfreund im vollen Sinne des Wortes ist auch der Chefarzt selbst. Ihm leuchteten die Augen der Verwundeten entgegen. Hier einem und dort einem klopft er freundlich auf die Schultern, fragt ihn nach seinem Befinden, erkundigt sich, wie lange er im Lazarett sei. Hat einer hundert Tage im Lazarett verbracht, verordnet ihm der Chefarzt eine Flasche Wein und sechs Zigarren. Das gleiche Geschenk erhält jeder, der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wird. Durch solche Aufmerksamkeiten und durch die liebevolle Teilnahme an ihrem Schicksal erhöht der Chefarzt das Wohlbefinden der Verwundeten und fördert ihre Genesung. Durch Aufrufe in den Zeitungen, die er erlassen hat, sind ihm in reichem Maße Liebesgaben an Blumen, an Unterhaltungsspielen und an Büchern aller Art zugegangen, so daß das Lazarett über eine ganz ansehnliche Bibliothek verfügt. Außerdem liegen über ein halbes Hundert Zeitungen auf. Als besondere Wohlthat empfinden es die Verwundeten, daß jeder ein einfaches Eß- und Lesetischchen zum Aufstellen im Bette erhält. Diese Tischchen werden auf Anordnung des Chefarztes aus gebrauchten Kisten im Lazarett selbst gezimmert. Hier wie in allen größeren Lazaretten finden von Zeit zu Zeit Konzerte und Vorträge statt. Wo ein passender Saal zur Verfügung

steht, werden auch Lichtbildervorstellungen veranstaltet. Die Beföstigung der Verwundeten ist, wie ich mich in der Küche überzeugen konnte, reichlich und vorzüglich.

Der Geist des menschenfreundlichen, mit Leib und Seele seiner Sache dienenden ergrauten Chefarztes ist auf das ganze Pflegepersonal übergegangen, vom Unterarzt bis zum letzten Wärter hinab. In die Verwundetenpflege teilen sich katholische Ordensschwestern, protestantische Krankenschwestern mit Rotkreuzschwestern und freiwilligen Krankenpflegerinnen. Als solche haben sich zahlreiche Damen der bürgerlichen Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Alle widmen sich mit großer Liebe ihrer Aufgabe. Der Chefarzt ist des Lobes voll über die Ausdauer der Ärzte, des gesamten Pflegepersonals, aber auch über die Anhänglichkeit und Dankbarkeit der Verwundeten, von denen zahlreiche Dankschreiben aus der Heimat oder aus Erholungslazaretten einlangen. Mit wahrer Begeisterung spricht der Chefarzt nicht nur von der Dankbarkeit und dem guten Betragen, sondern auch von der Geduld und der Widerstandskraft der Verwundeten beim Ertragen der Schmerzen. Es sind herrliche Leute, erklärt er mir.

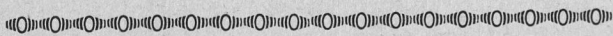
Solchen freundlichen Bildern stehen aber zahlreich genug die Bilder des Elends gegenüber. Von den Schwerverwundeten werden so manche nur als Krüppel in die Heimat wiederkehren, andere werden auf lange Zeit geschwächt und in ihrer Gesundheit gefährdet sein. Da liegt einer

mit einem Bauchschuß, der wochenlang zwischen Leben und Tod geschwebt, seine hohlen Augen schreien um Erbarmen. Verstümmelte Hände, Arme, Beine vervollständigen das grauenvolle Bild des Entsetzens. Wohl dem kräftigen fünfundzwanzigjährigen Maler, dem das Bein unterhalb des Knies amputiert werden mußte und der dank seiner gesunden Lebenskraft nach wenigen Wochen so hergestellt ist, daß er soeben vor unseren Augen ganz vergnügt seinen ersten Gehversuch mit einem künstlichen Bein macht. Die Krüppelfürsorge wird noch jahrzehntelang schwer auf Staat und Gesellschaft der kriegführenden Mächte lasten.

Erschütternd ist der Anblick derer, die wegen direkter Verletzung der Augen oder wegen Verletzung des Sehnervs das Augenlicht verloren haben. Ein Besuch in der Augenabteilung muß jedem Menschen von Gefühl einen unvergänglichen ergreifenden Eindruck hinterlassen. Hier waltet mit gleicher Liebe und gleichem Wohlwollen für seine Pfleglinge der deutsche Universitätsprofessor L., von Abstammung ein Schweizer. Rührend ist die Kameradschaft, die sich hier die unglücklichen Verwundeten und Genesenden erweisen. Da sitzt einer auf dem Bette mit verbundenen Augen; die schreckliche Gewißheit, daß er das Licht der Sonne nie mehr wieder erblicken werde, ist ihm bekannt gegeben worden. Er hat sich mit seinem Schicksal abgefunden. Er ist ruhig und gefaßt. Drei Kameraden sitzen um sein Bett und verkürzen ihm die Zeit. Ein anderer, ebenfalls

völlig Erblindeter, liegt halb in sitzender Stellung auf seinem Bette. In seiner linken Hand hält er die Tafel mit dem Blinden-Alphabet, das er nun erlernen will. Der Zeigefinger der Rechten liegt auf einem Buchstaben. So ist er eingeschlafen. Ein ergreifendes Bild. Einem dritten hat eine Granate ein Auge vernichtet, den einen Oberarm und den einen Unterschenkel zerschmettert.

Genug der grausigen Bilder. Zum Schlusse sei noch betont, daß die französischen Verwundeten überall in Pflege und Beköstigung gleich behandelt werden wie die Deutschen.



Drei Tage in den deutschen Stellungen

I

Sie sehen, alles, was wir auf der Kriegsakademie gelernt haben, müssen wir in diesem Kriege umlernen. Wir hatten uns den Feldzug als frischen und fröhlichen Bewegungskrieg wie im Jahre 1870 gedacht, und nun liegen wir schon seit drei Monaten, eingebuddelt bis an die Ohren, in der Erde und graben, graben und bauen, bauen noch immer zu. Unsere Infanterie ist zur Pioniertruppe ausgebildet worden. Und zum Schützengrabenkrieg haben wir Flachländer sogar auch noch den Gebirgskrieg erlernen müssen. Mit diesen Worten ungefähr schloß Herr General v. T. . . , in dessen Operationsgebiet ich mit dem Berichterstatter eines großen deutschen Blattes während drei Tagen verweilte, eine längere Er-

läuterung über die gegenwärtige Kriegsführung und über die ihm und seinen Truppen gestellte Aufgabe.

Unser dreitägiger Aufenthalt in den deutschen Stellungen im französischen Grenzgebiete bot uns Gelegenheit, die verschiedenartigen Formen des gegenwärtigen Stellungskrieges in einem dreißig Kilometer langen Frontabschnitt, sowie die mannigfaltigen Befestigungsanlagen, die darin ausgeführt werden, kennen zu lernen. Der Stellungskrieg, der vom Armeekanal bis zum Sundgau geführt wird, wechselt in seinen Formen von Abschnitt zu Abschnitt, je nach Geländegestaltung, nach der operativen Lage und der taktischen Aufgabe der Parteien. In dem einen Abschnitt gilt es, sich mit der Sappe an den Feind heranzuarbeiten, in dem andern liegen sich, nachdem diese Arbeit getan ist, die Schützenlinien in starken Erdwerken auf kurzen Entfernungen, zuweilen auf hundert, auf fünfzig Meter und sogar noch näher gegenüber. Alte Kriegsmittel, wie: Handgranaten, Minenwerfer und Feuerschlangen, die in die feindlichen Schützengräben hinüber geschleudert werden, kommen neben der Brennzünder-Granate, dem Schrapnell, dem Maschinengewehr und dem Infanteriegewehr wieder zu Ehren, und die älteste Schutzwaffe, der Schild, hat in der Gestalt des modernen, mit Schießscharte versehenen Stahlschildes, der in die Brustwehren der Schützengräben oder der Beobachtungsstände eingebaut wird, seine Wiederauferstehung gefeiert.

Es gibt aber in der langen deutsch-französi-
schen Kampffront neben den Abschnitten, in denen
der stehende Krieg zum eigentlichen Festungskrieg
geworden ist und wo sich die Kampflinien auf
Kufweite gegenüber liegen, auch Gebiete, in denen
der Bewegungskrieg nicht völlig verdrängt ist,
wo vielmehr die durch das Gelände und durch
taktische Verhältnisse gebotene Entfernung zwischen
den vordersten Linien Truppenbewegungen und
Unternehmungen ermöglicht und eine Verbindung
von Stellungen- und Bewegungskrieg erfordert.

Während ich in den Weihnachtstagen auf
einer schmalen Front den Sappenangriff auf
eine waldbige Bergkuppe und auf einen kahlen
Bergkamm bis ins einzelne genau kennen ge-
lernt hatte, bot sich mir in den Tagen vom 7.,
8. und 9. Januar die Gelegenheit, einen größeren
Abschnitt zu begehen, der mit allen Mitteln der
Kriegstechnik zu einer fortlaufenden Kette von
Befestigungsanlagen ausgebaut ist und fortwäh-
rend noch durch Ergänzungsarbeiten verstärkt
wird, so daß er mit einer verhältnismäßig kleinen
Truppenmacht gegen einen mehrfach überlegenen
Gegner erfolgreich gehalten werden kann. Das
Gebiet, von dem hier die Rede ist, ist überaus
abwechslungsreich; auf dem einen Flügel zeigt
es mehr offenes, welliges, von Bachläufen durch-
zogenes, weite Schußfelder bietendes Gelände,
das nach Westen in ein breites, ebenes Flußtal
verläuft, auf dem anderen Flügel stark einge-
schnittene, schluchtartige Waldtäler und ausgedehnte

Waldungen mit bedeutenderen Bodenerhebungen, die an eine eigentliche Gebirgslandschaft anschließen, die Ausläufer der Vogesen. Dieser sehr verschiedenartigen Geländegestaltung entspricht auch eine große Mannigfaltigkeit der Befestigungsmittel. Die Vorposten- und Hauptstellungen bilden eine vielfach gebrochene Linie, die sich dem Gelände anschmiegt. Die Entfernungen der Vorpostenlinien vom Feinde wechseln von vierhundert Metern bis zu zwei Kilometern, lassen also für kleinere und größere Erkundungsunternehmungen Spielraum und gestatten es, dem Angriffsgeist der Truppe gelegentlich Luft zu machen.

Die Befestigungsarbeiten, die auf der dreißig Kilometer langen Front des von uns besuchten Heereskörpers ausgeführt sind oder noch weiter ausgebaut und vervollständigt werden, fallen zu einem sehr großen Teil ausschließlich der Infanterie zu. Die deutsche Infanterie als Pioniertruppe weist einen erstaunlich hohen Grad der Durchbildung auf. Die von Infanterieoffizieren entworfene technische Anlage der Befestigungswerke und deren Ausführung durch die Truppe sind musterzüglich. In dem sieben Kilometer breiten Regimentsabschnitt des einen Flügels im wechselnden, doch vorwiegend offenen Gelände ist die Hauptstellung hauptsächlich durch stark profilierte Schützengräben befestigt, die bei einem feindlichen Angriff, unter dem Schutze der Vorposten durch die Schützenlinie besetzt werden. Durch Lauf- und Verbindungsgräben sind die Schützengräben so mit

der weit rückwärts in den Unterständen in Bereitschaft liegenden Truppe verbunden, daß die Besetzung rasch und vollständig gedeckt erfolgen kann. Die ständige Besetzung der Schützengräben besteht nur aus einer dünnen Kette von Bewachungs- und Beobachtungsposten, die in den in die Schützengräben eingebauten Unterständen Schutz und Unterkunft finden. Die fortlaufende Linie des Schützengrabens ist von Zeit zu Zeit von einer Schulterwehr durchbrochen, die gegen Flankenfeuer schützt. Besondere Unterstände sind für die Verwundeten eingebaut. Beim Bau der Schützen- und Laufgräben und der Schulterwehren ist darauf Rücksicht genommen, daß der Rücktransport der Verwundeten hinter die Linie gegen Sicht und Feuer gedeckt und bequem erfolgen kann. Zu diesem Zwecke sind auch besondere Zeltbahnen erstellt worden. Hinter den Schützenlinien befinden sich in bestimmten Zwischenräumen in den Boden eingegraben, die von den Schützengräben aus durch Verbindungsgräben erreichbaren Latrinen, Einrichtungen, die durchaus nicht nebensächlicher Art sind. Der Reinhaltung der Schützengräben wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Wo die Lauf- und Verbindungsgräben, welche die Schützengräben mit den rückwärtigen, in Waldstücken oder hinter Anhöhen angelegten Bereitschaftsunterständen verbinden, vom Feinde eingesehen sind, werden sie als gedeckte Gänge gebaut oder als Tunnel angelegt. Besonders die Straßen, welche die Laufgräben durchschneiden, werden

durch Tunnels unterführt. Auf diese Weise werden sämtliche Anmarsch- und Abmarschwege zu und von der Hauptstellung gegen Sicht gedeckt.

Vor der Hauptstellung ist ein dreifacher Gürtel von Drahthindernissen errichtet, bei deren Anlage besonders darauf Bedacht genommen wird, daß sie aus Flankierungsgräben für Schützen und Maschinengewehre bestrichen werden können. Vor diesen Drahthindernissen ist das Gelände überdies noch mit einem Netz von sogenannten Stolperdrähten überspannt, deren Name deutlich genug bezeichnet, was sie bedeuten und bezwecken. Es sind dünne, fast unsichtbare, ungefähr eine Hand breit über den Boden gespannte Drähte, die den in der Gefechtsaufregung anstürmenden Angreifer unfehlbar zu Fall bringen. Die Entfernungen nach den verschiedenen Angriffsrichtungen sind durch weiß gestrichene Entfernungsböcke von hundert zu hundert Meter im Gelände bezeichnet, zur Erhöhung der Genauigkeit des ruhigen wohlgezielten Schützenfeuers, auf das bei den Deutschen so großes Gewicht gelegt wird. Alle vor der Front liegenden natürlichen Hecken sind mit Draht verspannt, Straßen- und Wegsperrern sind so angelegt und vorbereitet, daß die Zugänge in die Stellungen in kürzester Frist geschlossen werden können. Weitere Annäherungshindernisse sind durch die Stauwehren vorbereitet, durch die an geeigneten, vorzugsweise flankierendem Feuer ausgesetzten Stellen die Talmulden unter Wasser gesetzt werden können. Zur Zeit

unserer Besichtigung waren infolge der seit vielen Tagen anhaltenden starken Regengüsse alle Gewässer so angeschwollen, daß sie ohnehin auf weite Strecken über die Ufer getreten waren und die tiefer gelegenen Geländeteile überflutet hatten.

Die Feldwachen sind in Unterständen, die Posten ebenfalls in solchen oder hinter Schutzschilden, die in den Boden oder in die Brustwehren eingegraben werden, untergebracht. Für einzelne besonders ausgefeste Sicherungs- und Beobachtungsposten werden sogenannte Schützenlöcher in den Boden eingegraben. Stark vorgeschobene Feldwachen mit großem Schußfeld sind an Stellen, wo es gilt, einen überraschenden Angriff aufzuhalten, als kleine bastionierte Stützpunkte ausgebaut und durch geschlossene Drahtverhaue geschützt. Für die Umdrahtung eines einzigen solchen Stützpunktes sind rund fünfhundert Meter Stacheldraht verwendet worden.

Ein besonderes Gewicht wird auf die Unsichtbarkeit aller Befestigungsanlagen gelegt. Die im freien Felde errichteten Schützengräben und Unterstände, Stützpunkte, Beobachtungsstände, Lauf- und Verbindungsgräben sind so angelegt, daß sie sich nicht oder möglichst wenig vom natürlichen Boden abheben und bis auf kürzeste Entfernung kaum erkennbar sind. Andererseits sind an geeigneten Stellen Scheinstellungen und Scheingräben errichtet, die das Feuer des Feindes auf sich ziehen sollen.

Die in der Hauptstellung liegenden Ortschaften sind in die Befestigung einbezogen. Hier kommen alle Mittel der Ortsbefestigung zur Anwendung. Auf dem einen Flügel ist ein zum größten Teil zerstörtes Dorf zu einem starken Stützpunkt, zu einer kleinen Festung umgewandelt. Die halb zerstörte Kirche mit dem Kirchhof und seiner Umfassungsmauer bildet eine Zitadelle, von der aus die hinter Schuttschilden eingebauten Maschinengewehre und die hinter der verstärkten Kirchhofmauer gedeckten Schützen den Dorfeingang und das Vorgelände wirksam bestreichen können. Hindernisgräben und Drahtverhaue, sowie Straßensperren vervollständigen die Befestigung. Ein kleiner Teil der Bevölkerung des seinerzeit vollständig ausgeräumten Dorfes ist zurückgekehrt und lebt in harmlosem Verkehr mit den deutschen Soldaten. In einem anderen Regimentsabschnitt liegt ein vollständig unversehrtes Dorf etwas vorgeschoben zwischen Hauptstellung und Vorpostenstellung. Es ist in ähnlicher Weise zu einem selbständigen geschlossenen Stützpunkt umgewandelt. Die Bevölkerung ist seit drei Monaten völlig von der Welt abgeschlossen. Ihre Verpflegung erfolgt durch Vermittelung der deutschen Heeresverwaltung. Überall, wo französische Dörfer in oder vor den deutschen Stellungen liegen, werden sie je nach Umständen entweder geräumt und die Bewohner abgeschoben, oder es wird zur Verhinderung des feindlichen Nachrichtendienstes jeder Verkehr streng unterbunden.

Hinter der Hauptstellung befinden sich, in Wäldern oder hinter Höhen versteckt, die Mannschftsunterstände für die Bereitschaftstruppe, teils in den Boden eingebaut, teils als Blockhäuser erstellt. Sie sind splittericher und so stark gebaut, daß sie gegen Feldartillerie genügenden Schutz gewähren. Die Bedachung besteht aus einer dreifachen Lage von Holzstämmen, zwischen denen Lagen von Erde und Laub eingeschoben sind. Besonders stark sind die Batterieunterstände und Munitionsstände der Artillerie ausgebaut. Die Mannschftsunterstände bieten Raum für fünfzehn bis zwanzig Mann, größere Unterstände werden vermieden, damit bei einer Beschießung durch schwere Artillerie, deren Bolltreffer die Decken durchschlagen könnten, nicht allzu große Verluste eintreten. Eine einzige in einen Unterstand einschlagende schwere Sprenggranate vermag vierzig bis fünfzig Mann kampfunfähig zu machen. Die Verteilung der Mannschft in kleinere Unterkunfts-räume erscheint daher sehr zweckmäßig. In einem der von uns besuchten Abschnitte sind nicht weniger als einundneunzig Unterstände gebaut worden, die zur Unterbringung eines Bereitschaftsbataillons bestimmt sind. Alle Unterstände sind mit Holzverschalungen versehen, heizbar, mit Pritschen, Stroh oder Laub ausgerüstet. Die Räume der Kommandostellen entbehren nicht einer einfachen, aber wohnlichen Einrichtung. Verbandräume für Verwundete, Pferdestallungen, Unterstände für Befehls- und Beobachtungsstellen, die unter sich,

sowie mit den Borgesezten durch ein ausge= dehntes Fernsprechnetz verbunden sind, ergänzen diese Befestigungsanlagen. Die An= und Abmarsch= wege sind durch Strohwische und ähnliche auch nachts leicht erkennbare Markierungen kenntlich gemacht. Während unserer Besichtigung des einen Regimentsabschnittes knatterte es drüben in dem ausgedehnten, einige hundert Meter vor der deut= schen Front liegenden Walde, dessen Name in den amtlichen Mitteilungen der obersten Heeres= leitung über die August= und Septemberkämpfe oft genannt worden ist, unaufhörlich. Dort schar= muzieren die deutschen Erkundungspatrouillen fortwährend mit den französischen Feldwachen und Postierungen. Ruhig arbeiten die Leute in den Stellungen weiter, als ob es eine Hasenjagd wäre. Diese kleinen Gefechte gehören zum täg= lichen Brot und bilden eine die Truppe anrei= zende Abwechslung in den ermüdenden, gleich= mäßigen Befestigungsarbeiten. Unter der Füh= rung des Regiments=Kommandeurs Oberst R... hatten wir die Stellungen abgeschritten. Der Oberst versicherte uns beim Abschied, daß er mit seinem Regiment einem vierfach überlegenen Geg= ner stand zu halten sich anheischig mache, und daß jede seiner Kompanien in ihrer verstärkten Stellung einem feindlichen Bataillon die Spitze zu bieten vermöge. Das scheint mir keine Über= treibung, sondern der Ausdruck eines festen Willens und des auf sich selbst und auf die Tüchtigkeit der Truppe abstellenden Vertrauens zu sein.

II

Wesentlich verschieden von den oben beschriebenen Feldbefestigungen sind teilweise die in den benachbarten waldreichen Regimentsabschnitten ausgeführten Befestigungsarbeiten. Es ist ausgesprochene Waldbefestigung. Auch hier gab uns der Regiments-Kommandeur, Oberst v. B . . . das Geleite. Neben Schützengräben und Drahtverhauen, die auch hier vielfach zur Anwendung kommen, wird in diesem Abschnitt, dem Gelände entsprechend, vom Baumverhau, Astverhau und Blockhausbau reichlich Gebrauch gemacht. Alle Waldränder und besonders die Waldausgänge sind durch starke Baumverhaue gesperrt. An Stelle des in die Erde eingebauten Unterstandes tritt hier mehr das aus Balken gezimmerte, mit Schießscharten versehene Blockhaus. Die vorspringenden Waldecken sind als starke Schulterpunkte ausgebaut, von denen aus das Gelände frontal und die Waldränder flankierend unter Feuer genommen werden können. Waldwege und Waldschneisen sind durch Sperren geschlossen und besonders stark verdrahtet und verhauen, ebenso die durch den Wald führende Eisenbahnlinie. Die über sie führende Brücke ist als starke Brustwehr ausgebaut, von der aus die Linie auf eine weite Strecke in der Längsrichtung bestrichen werden kann. Von den Waldrändern aus wird sie auch flankierend unter Feuer genommen. Neben dem gewöhnlichen hochgespannten Drahtverhau und den Stolperdrähten, die auch hier vielfach verwendet sind,

sahen wir da noch eine besondere Art von niedergespannten Stacheldrahtverhauen, die namentlich an solchen Stellen angelegt sind, die ein vorrückender Gegner als Feuerstellung benutzen könnte. Der Waldausgang ist an der Stelle, wo die Hauptstraße in den benachbarten Regimentsabschnitt hinüberführt, durch eine Art von Torburg geschlossen worden, die vom Regiments-Kommandeur auf den Namen Porta Westphalica getauft worden ist. Das Sperrverhau ist hier besonders stark gemacht.

Eigenartig sind die Baumkanzeln oder Schützenkanzeln, Plattformen, die in eine Baumgruppe hinter dem Waldrande eingebaut, auf Leitern erreichbar, mit Brustwehren und Schießscharten für fünf bis zehn Schützen ausgestattet und sorgfältig verkleidet sind. Sie dienen gleichzeitig als Beobachtungsstände. Als ich oben auf einer dieser Kanzeln stand, dachte ich an den Falkenhorst unseres schweizerischen Robinsons. An sinnreichen Erfindungen ist in dieser Waldbefestigung kein Ende. Oberst von B. darf besonders stolz darauf sein, daß auch diese zum Teil mit schweren Holzstämmen ausgeführten Werke ausnahmslos unter seiner und seiner Offiziere Anleitung angelegt und ausschließlich durch seine Infanteristen, ohne irgend welche Mithilfe von Pionieren, ausgeführt worden sind.

Noch stärker ist ein anderer Waldabschnitt befestigt, zu dem mich Herr General v. T. persönlich an einem anderen Tage unseres dreitägigen Besuchs hinführte. Hier allerdings haben die Pio-

niere das Wort gehabt. Sie haben einen aus der Hauptstellung vorspringenden Wald zu einer wahren Festung umgebaut, an der der alte Vauban seine Freude haben könnte. Rings um den ganzen Wald läuft, zweihundert bis dreihundert Meter hinter dem Waldrand, ein undurchdringliches Astverhau, theils als liegendes, theils als stehendes Verhau gebaut. Im Innern sind zwei überaus starke große Blockhäuser mit bastionierten Schanzen, mit Wall und Graben und Pallisaden, einem Pfahlwerk aus oben zugespitzten Pfählen, errichtet, wahre Robinson-Burgen, rings umgeben von geschlossenen Drahtverhauen. Die Ein- und Ausgänge sind unterirdisch angelegt. Alles Alte wird in diesem Kriege wieder neu. Verschiedene kleinere Werke ergänzen diese Waldbefestigungen.

So ist, immer dem Gelände angepaßt, auf der ganzen sechs Stunden langen Front, die diesem Heereskörper zur Befestigung und Besetzung zugewiesen ist, ein Ring von Schützengräben, Stützpunkten, Hindernisanlagen, Verhauen, Wassergräben, Überschwemmungsgebieten, Schulterpunkten, Erdschanzen, Blockhäusern, Flankiergräben, Schützenkanzeln, Unterständen, Brustwehren aus Stahl, Erde und Holz errichtet worden. Das kann nicht davor sicherstellen, daß nicht gelegentlich eine kleinere Erkundungsabteilung durchschlüpfen könnte. Selbst der scharf geregelte Patrouillengang, der deutscherseits als notwendige Ergänzung der Sicherung betrieben wird, kann das nicht ganz verhindern. Vor kurzem ist in der Tat eine franzö-

fische Patrouille von einem Offizier und acht Mann hinter diese Linie geraten, hat sich verirrt und ist, nachdem sie mehrere Tage und Nächte herumgeirrt war, in vollständig erschöpftem Zustande viele Stunden hinter der deutschen Front gefangen genommen worden. Verhindern aber läßt sich durch diese Truppenaufstellung und Befestigungsanlage ein Durchbruch größerer Kräfte. Die Franzosen haben vor einigen Wochen mit stärkeren Truppenmassen einen Angriff versucht, sind aber trotz starker Überzahl blutig zurückgeschlagen worden. Das Gefecht ist von der deutschen Heeresleitung als schöner Erfolg gebucht worden.

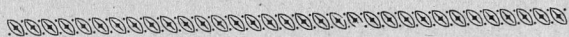
Ein schluchtartiges Waldtal, das als äußerste Flügelstellung des ganzen hier an das Gebirge anschließenden Abschnittes taktisch besonders wichtig ist, ist durch niedergelegten Wald und Versumpfung des Talgrundes, der überdies aus den Waldrändern flankierend beherrscht wird, zu einer abschließenden Talsperre umgewandelt worden. Auch hier haben die Pioniere die Hauptarbeit getan. Auf unserer Durchfahrt war eben eine Abteilung dieser Truppe bei der Mahlzeit versammelt. Ich muß meine Pioniere grüßen, sagt der General zu mir, läßt halten, steigt aus und bietet ihnen den Morgengruß mit den Worten: Guten Morg'n, Pioniere! — Guten Morg'n, Excellenz, hallt die Antwort im Chor zurück, und über die arbeitsharten Gesichter leuchtet ein freudiger Schein. Mit kurzen Worten drückt ihnen der General seine

Befriedigung aus über die von ihm beichtigten Arbeiten. Der deutsche Offizier ist karg mit dem Lobe. Um so wirksamer ist es, wenn es gespendet wird. Wenn eine Truppe Anspruch auf lobende Anerkennung hat, so sind es vor allem auch die deutschen Pioniere. Was die Pioniertruppe in diesem Feldzug leistet, im Eisenbahnbau, im Wiederherstellen zerstörter Bahnen, Straßen und Brücken, in Befestigungswerken, in technischen Arbeiten aller Art, die, wo es sein muß, rücksichtslos und mit Todesverachtung unter dem feindlichen Feuer ausgeführt werden — das ist unerreicht und unübertroffen und wird einst in der Kriegsgeschichte einen hervorragenden und ehrenvollen Platz einnehmen. Es steckt eine unerschöpfliche Arbeitskraft und ein nie erlahmender Arbeitsgeist in dieser Truppe. Nichts ist ihr zu viel, keine Aufgabe zu hoch gestellt. Im Kugelregen und Granatenhagel tut sie ihre Arbeit mit der gleichen Ruhe und Selbstverständlichkeit, wie auf dem Übungsplatz der Friedensgarnison.

Wiederholt bietet auf der Hin- und Rückfahrt der General auch den arbeitenden Infanteristen seinen Gruß: Guten Morg'n, Leute und empfängt den Gegengruß: Guten Morg'n, Excellenz! Diese Art des Verkehrs des höchsten Vorgesetzten eines Heereskörpers mit seiner Truppe ist keine leere inhaltlose Förmlichkeit. Ich will meiner Truppe kein Fremder sein, die Leute sollen ihren General kennen, sagt mir Herr General v. L. auf der Heimfahrt. Das ist nicht ohne Bedeutung.

Auf der Heimkehr begegneten wir in einem Dorfe zwei Maschinengewehrzüge, die dem Heereskörper neu zugeteilt worden und eben angekommen waren. Auch sie werden vom General kurz begrüßt. Sie sind ihm ein hochwillkommener Zuwachs. Maschinengewehre hat man nie genug, ganz besonders im Stellungskriege, wo das Flankierungsfeuer eine so wichtige Rolle spielt. Und das Flankierungsfeuer der deutschen Maschinengewehre übt, wie alle Augenzeugen bekunden, eine fürchterliche Wirkung aus.

Die Schilderung der Befestigungsarbeiten wäre unvollständig, wenn nicht auch noch eines Beobachtungsstandes gedacht würde, in dem zwei Scherenfernrohre aufgestellt sind. Der Stand ist auf einem hochgelegenen Punkte mit sehr großer Fernsicht in die Erde eingegraben, so daß er im Gelände vollständig unsichtbar ist. Die wunderbare Fernrundsicht ist in einem großen Panorama aufgenommen, das im Innern des Standes aufhängt. Im weiten Umkreise, bis auf die Entfernung von dreizehn Kilometern, kann das geübte Auge des Beobachtungsoffiziers durch das Scherenfernrohr jeden einzelnen Soldaten erkennen. Der Offizier stellt das eine Fernrohr auf eine in der Luftlinie zweiunddreißig Kilometer entfernt liegende große französische Stadt ein. Ihre Türme und Dächer heben sich aufs deutlichste vor unseren Augen ab, als ob die Stadt zu unseren Füßen läge.



III

Gute Beobachtung und ein scharf geregelter Patrouillengang, dessen Ergebnisse rasch durch Fernsprecher an die höheren Kommandostellen weiter geleitet werden, sind die Mittel, die es ermöglichen, rechtzeitig und am rechten Orte die nötigen Kräfte zu versammeln und einzusetzen, um eine Durchbrechung des sechs Stunden langen Frontabschnittes zu verhindern.

Vor einigen Wochen haben die Franzosen einen heftigen Angriff gegen die Mitte und einen Flügel der Stellung gemacht. Sie bereiteten ihn vor durch ein wütendes Granatfeuer auf ein französisches Städtchen, das vor der deutschen Hauptstellung liegt und das sie mit deutschen Truppen belegt glaubten. Nicht weniger als dreizehnhundert Granaten wurden auf den Ort abgegeben, mit dem Ergebnis, daß eine Anzahl Häuser zerstört und beschädigt, drei Einwohner getötet und einige verwundet wurden. Die Deutschen erlitten keinen Mann Verlust. Die nutzlose Beschießung soll unter der Bevölkerung des französischen Städtchens starke Erbitterung hervorgerufen haben. Mit überlegenen Kräften, die deutscherseits auf ungefähr eine Division geschätzt werden, griffen sodann die Franzosen die deutsche Stellung an und hatten anfänglich einen Erfolg zu verzeichnen. Dank der gedeckten Annäherung durch Wälder gelang es ihnen, an einem Punkte die deutsche Hauptstellung zu gefährden. Aber es gelang der Führung der deutschen Streitkräfte noch recht-

zeitig, die nötigen Reserven, einige Bataillone und zwei Feldbatterien hinter der Front zu verschieben und an der gefährdeten Stelle einzusetzen. Dabei zeichnete sich ein Landsturmataillon, das sonst als Etappentruppe hinter der Linie stand, aber nun in die Gefechtsfront vorgezogen wurde, durch seine mutige Entschlossenheit aus, so daß seinem Eingreifen ein wesentlicher Anteil an dem schließlichen Erfolge der Deutschen zugemessen werden muß. Ein neues Beispiel dafür, daß der deutsche Landsturm auch als Gefechtsgruppe verwendbar ist. Durch einen flankierenden Gegenstoß wurde der Angriff der Franzosen pariert und abgewiesen. Die französische Feldartillerie, deren Tüchtigkeit sonst deutscherseits große Anerkennung findet, versagte hier.

Die technische Überlegenheit des französischen Feldgeschüzes, dessen Brennzünder auf sieben-tausendfünfhundert Meter gestellt werden kann, gegenüber dem deutschen Feldgeschütz wird von den deutschen Artillerieoffizieren ohne weiteres zugegeben. Auch die Schießtüchtigkeit der französischen Feldartillerie wird anerkannt, wenn es sich um das Schießen auf bekannte Entfernungen handelt. Bei überraschenden Gefechtslagen, die eine schnelle Entschlußkraft und ein rasches Einschießen auf unbekante Entfernungen erfordern, soll sich dagegen die französische Feldartillerie weniger gewandt und geschickt gezeigt haben. In der artilleristischen Gefechtsführung erkennen die Deutschen den Franzosen keinen Vorsprung und keine Über-

legenheit zu. An dem günstigen Ausgang des Gefechts, dessen Schauplatz wir besuchten und das seinerzeit in der amtlichen Mitteilung der deutschen Heeresleitung als bedeutender Erfolg verzeichnet wurde, hatten zwei deutsche Batterien, die unter sehr schwierigen Geländebedingungen durch einen Wald vorgezogen und in Tätigkeit gesetzt werden konnten, einen entscheidenden Anteil. Es gelang der überlegenen französischen Artillerie nicht, sie zu entdecken und zu beschließen. Dagegen nahmen die Batterien die französische Infanterie unter ein wirksames Nahfeuer. Der französische Angriff wurde zunächst zum Stehen gebracht. Mit feurigem Angriffsgeist und großer Tapferkeit war die Infanterie vorgegangen. Aber als der Angriff nicht im ersten Anlauf glückte, hielt sie nicht durch, eine Erscheinung, die im bisherigen Verlaufe des Feldzuges nicht vereinzelt dasteht. Als am folgenden Tage die Deutschen, die inzwischen Verstärkungen herangezogen hatten, zum Gegenangriff auf die zahlenmäßig immer noch stark überlegenen Franzosen vorgingen, wichen diese unter bedeutenden Verlusten zurück. Sehr hitzig war das Gefecht auf dem äußersten Flügel in dem früher erwähnten Waldtale, das an einer Stelle von einem Felsen- und Schloss beherrscht wird, das im Sturm genommen wurde. Beim Angriff auf dieses Schloss erlitten auch die Deutschen Verluste, von denen die frischen Kriegergräber zeugen. Hier haben sich bayerische Landwehrleute und ein badisches Landsturm- und Bataillon ausgezeichnet. Hier

liegen vier tapfere Bayern vom . . . Landwehr-Infanterieregiment, . . . Kompanie, so heißt es auf einem der vielen Grabkreuze. Hier liegen zwei tapfere Landsturmlaute, Ludwig G. und Johann H. vom Landsturmbataillon . . . M . . ., Baden, so liest man auf einem anderen.

Beim Sturm auf das auf einem Felsenkopfe erbaute Schloß hat auch der Besitzer seinen Tod gefunden. Wahrscheinlich hat er durch die Fensterläden den Gang des Gefechts beobachtet. Er wurde mit durchschossenem Kopfe aufgefunden. Die Fenster des Zimmers, wo er aufgehoben wurde, weisen zahlreiche Löcher von Infanteriegeschossen auf. Die Blutlache, in der der Schloßherr tot lag, als die Deutschen das Schloß besetzten, ist noch an einem großen roten Flecken auf dem Boden des Zimmers erkennbar. Der Aschenbecher mit der halb verbrannten Zigarre steht noch unberührt auf einem Spieltischchen. Jetzt liegt in dem Schlosse eine deutsche Feldwache. Feldwachtkommandant ist ein bildschöner, junger Leutnant von neunzehn bis zwanzig Jahren. Sein Bruder — so erzählt mir beim Abstieg der uns begleitende Generalstabsoffizier — ist der jüngste Leutnant des deutschen Heeres. Er ist beim Kriegsausbruch als vierzehneinhalbjähriger Kadett und Offizierstellvertreter ins Feld gezogen, hat sich durch verwegenen Taten und tapferes Verhalten das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse erworben — das Kreuz erster Klasse ist eine seltene, nur für außergewöhnliche Leistungen verliehene Auszeichnung —

und ist auf Neujahr im Alter von fünfzehn Jahren zum Leutnant ernannt worden.

Auf dem Gefechtsfelde, wo der Generalstabs-offizier uns den Verlauf des Gefechtes mit anschaulicher Lebendigkeit schilderte, liegt in einem wunderschönen großen Parke ein anderes französisches Schloßgut, dessen Besitzer sich mit seiner Familie verzogen hat. Das Schloß birgt reiche Kunstschätze an alten Bildern, Standuhren, kostbaren Vasen und Möbeln. Da seine Belegung mit Offizieren oder Truppen nicht unbedingt notwendig war, ist auf Anordnung der höheren Truppenführung das ganze Schloß samt dem Parke streng abgesperrt worden und wird jetzt von deutschen Wachtposten bewacht. Ein deutscher Offizier ist zum Schloßverwalter ernannt und führt uns mit dem Schlüsselbunde in der Hand in den schönen Gemächern herum. Wenn nach dem Kriege Monsieur le Baron und Madame la Baronesse, die, nach dem in einem Raume hängenden Bilde zu schließen, einmal eine Frau von vollendeter Schönheit gewesen sein muß, mit ihren Kindern in ihr Besitztum zurückkehren, so werden sie die Möbel und Kunstschätze unberührt an Ort und Stelle wieder finden. Das elegante Modehütchen der Frau Baronin liegt noch auf der Chaiselongue, wo sie es bei der etwas überstürzten Abreise hat liegen lassen. Die Spiele, mit denen sich die zwei Kinder des freiherrlichen Ehepaares, ein Knabe und ein Mädchen, die Zeit vertrieben, liegen in lieblicher Unordnung in den Gängen herum wie

einst. Alles soll, wenn es nach dem Willen des jetzt in diesem Gebiete kommandierenden Generals geht, vollständig unberührt bleiben.

Seit jenem letzten verunglückten Vorstoße haben die Franzosen in dieser Gegend keine ernstliche Unternehmung mehr gewagt und verhalten sich ziemlich untätig. Dagegen haben ihnen die Deutschen die Neujahrsfreude gestört durch eine kräftig durchgeführte Unternehmung größeren Umfangs, die sich besonders gegen die beiden Flügel der französischen Stellung richtete. Dabei wurden etliche Gefangene gemacht. Die Deutschen sind wie Feuer und Flamme und gehen mit einem Drange drauf, der nicht immer ganz leicht zu zügeln und in den rechten Bahnen zu halten ist, sobald es einmal wieder gilt, an den Feind zu kommen und den Spaten mit dem Gewehr zu vertauschen.

Aus einem seltsamen Briefwechsel, der zwischen den deutschen und französischen Linien dieses Frontabschnittes geführt wird, mag hier noch einiges mitgeteilt werden. Als uns Herr Oberst v. B. durch seinen Regimentsabschnitt führte, erzählte er uns, daß ihm am Tage vorher eine Patrouille, die von einer Erkundung zurückkehrte, einen von einer Französin unterzeichneten Zettel, der an einem Baum angeheftet worden war, mitgebracht habe. Darin wurde der Oberst unter Schmähungen aufgefordert, seine Stellung zu räumen, die Russen stünden vor Berlin, die deutsche Armee werde in kurzem zerschmettert sein. Das alte Gerede. Der Oberst schrieb seine Antwort, die an Deutlichkeit

nichts zu wünschen übrig ließ, auf einen großen Bogen Papier, den er durch die gleiche Patrouille an den gleichen Baum heften ließ. Auf den Ton der Ergebung war die Antwort nicht gestimmt.

Diese Art von Briefwechsel ist nicht vereinzelt. Am 8. Januar, dem zweiten Tag unseres Aufenthalts in den Stellungen dieses deutschen Ersatzheereskörpers, brachte ein Feldwebel von einem Patrouillengang die Nummer des Petit Parisien vom 6. Januar mit, die ebenfalls an einen Baumstamm geheftet worden war, in der Absicht, sie den Deutschen in die Hände zu spielen. Es ist gewiß bemerkenswert, daß in diesen Zeiten des sonst so langsamen und gehemmten Postverkehrs eine Pariser Zeitung am dritten Tage nach ihrem Erscheinen in die vordersten Stellungen der deutschen Kampffront gelangt. Das Blatt enthielt außer französischen, englischen und russischen Siegesmeldungen an seiner Spitze einen Leitartikel aus der Feder des bekannten Abbé Wetterlé, ancien député au Reichstag allemand, wie er sich selber unterzeichnet. In dem Artikel verkauft dieser Herr das Fell des noch nicht erlegten elsäß-lothringischen Bären, polemisiert gegen den Gedanken eines elsäß-lothringischen Pufferstaates, verlangt die gänzliche Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit Frankreich und unterbreitet dem französischen Volke und seiner Regierung seine Ratschläge für die künftige französische Verwaltung des Landes und die nach der Annektierung einzuschlagende Sprachen- und Schulpolitik. Über

dem Kopfe des Blattes stand mit Bleistift geschrieben: Vous nous avez déclaré la guerre, vous êtes vaincus.

Ich sah auch Briefe von Französinen an ihre im Felde stehenden Angehörigen, aus denen sich bemerkenswerte Schlüsse auf die wirtschaftliche Lage in Frankreich ziehen lassen. In einem Briefe vom 27. Oktober schreibt eine Schwester aus einem Städtchen im französischen Vogesengebiet an ihren im 43. Bataillon der Chasseurs eingeteilten Bruder: Alles ist teuer und es gibt nichts mehr zu verdienen, ich weiß nicht, was aus uns werden soll, wenn das noch andauert. (Tout est hors de prix et il n'y a plus de gain, je ne sais pas ce que l'on deviendra, si cela dure encore.) In einem späteren Briefe vom 16. November schreibt die nämliche Person aus dem gleichem Orte an den Bruder: Wir bezahlen 90 Centimes für vier Pfunde Brot, Fr. 1,50 für das Kilogramm Zucker, Fr. 1,40 für das Pfund Käse. Speck und Fleisch ist man nicht mehr, man begnügt sich mit gutgefettetem Gemüse mit Ochseneschmalz, das mit Speck vermischt wird. — Es ist kaum anzunehmen, daß seit Mitte November diese Verhältnisse besser geworden und die Lebensmittelpreise im französischen Operationsgebiet heruntergegangen sind.

IV

Unser Aufenthalt in der deutschen Stellungsfrent an den Ausläufern der Vogesen fiel in eine Zeit der schlimmsten Witterung. Unauf-

hörliche Regengüsse hatten den undurchlässigen Lehmboden in klebrigen Morast verwandelt. Um so mehr waren wir überrascht von den Vertretern des Gesundheitswesens im Stabe des Generals von T . . . , dem Generaloberarzt und dem Stabsarzt, zu vernehmen, daß der Gesundheitszustand der Truppe ganz vorzüglich sei. Die Truppenführung und die Militärsanität haben, sich gegenseitig unterstützend, in vorbildlicher Weise alles getan, was geeignet ist, den Gesundheitszustand der Truppe zu fördern und schädliche Einflüsse abzuhalten und zu bekämpfen. Bei der Anlage der Befestigungswerke wird auf die Entwässerung des Bodens planmäßig hingearbeitet. Die Entwässerungsfrage ist eine der größten Sorgen der leitenden Offiziere. Durch Erstellung von Ablaufgräben und Abzugskanälen, von Wasserlöchern und Wasserfängern ist ein großer Teil der Schützengräben, Unterstände, Blockhäuser und Schanzen trocken gelegt, an anderen Orten sind die Entwässerungsarbeiten noch im vollen Gange. Viele Schützengräben sind fasciniert oder mit Latten verschalt, die Grabensohle ist oder wird mit Holzgitterwerk, mit Bohlen oder Fascinen belegt, damit sie auch zur Regenzeit trockenen Fußes begangen werden kann. Anfänglich bekamen manche Leute in den Schützengräben von der Nässe geschwollene Füße. Durch die Entwässerungsarbeiten ist dieses Übel beseitigt worden.

Daß gesonderte Latrinengräben angelegt sind, wurde schon erwähnt. Der Latrinengraben, der

Reinlichkeitsfrage überhaupt, wird nicht nur in den Schützengräben, sondern auch in den Ortschaftsquartieren stetige Aufmerksamkeit geschenkt. Die typhusverseuchten Dörfer dieses französischen Grenzgebietes sind von den deutschen Soldaten rücksichtslos gereinigt worden, die ungeordneten Misthaufen, die sonst überall vor den Haustüren lagen, diese Typhusherde erster Ordnung, sind entfernt und an ihrer Stelle junge Tannenbäume angepflanzt worden, die der Straße ein freundlicheres Aussehen verleihen. Die Einwohner wurden gezwungen, Latrinen oder Aborte, die in den meisten Häusern unbekannte Luxusgegenstände waren, für ihren eigenen Gebrauch oder für die Soldaten anzulegen. In der ganzen Landschaft war zur Friedenszeit der Typhus endemisch, wie die in den Gemeinde- und Kreisarchiven aufgefundenen französischen Amtsberichte feststellen. Die Bevölkerung wird jetzt auch zur regelmäßigen Straßenreinigung angehalten. Den durch die Wegschaffung der Misthaufen breit und stattlich gewordenen Straßen und Dorfplätzen haben die deutschen Soldaten heimatliche Namen beigelegt. Man liest da auf den Tafeln an den Straßenecken: Zittauerstraße, Dresdenerstraße, Friedrich-Augustplatz, Kaiser Wilhelm-Platz, und dergleichen. Für jede Gemeinde ist eine Gesundheitskommission, bestehend aus einem Arzt, einem Truppenoffizier und einem Unteroffizier eingesetzt, zur ständigen Kontrolle über die Befolgung der von den Militärärzten vorgeschlagene-

nen, von der Truppenführung verfügten Gesundheitsvorschriften. Durch alle diese Maßnahmen ist es gelungen, den Typhus sowohl in der einheimischen Bevölkerung als auch in der Truppe einzudämmen und bis auf vereinzelte Fälle auszurotten. Ein Regiment war zum Beispiel mit einem Stande von fünfzig Typhuskranken in sein Revier eingerückt, jetzt ist es typhusfrei.

Wesentlich zur Erhaltung und Förderung des Gesundheitszustandes trägt die reichliche und gesunde Ernährung der Truppe und ihre Ausstattung mit warmer Winterkleidung bei. Die Leute haben meist ein geradezu blühendes Aussehen und gedeihen an Körperumfang. Aus der Heimat fließt der Strom der Liebesgaben unaufhörlich. Es gibt Truppenteile, bei denen der letzte Mann mit jedem Stück der Winterkleidung dreifach versehen ist. Noch jetzt treffen durch die Feldpost verspätete Weihnachtsgeschenke ein. Die reichliche Ernährung und die Freigebigkeit der in der Heimat zurückgebliebenen wohlhabenden Bevölkerungsklassen kommen nicht nur der Truppe selbst, sondern auch dem Lande zugute. In dem einzigen Monat November ist, wie mir vom General mitgeteilt wurde, aus einer Division die Summe von 1700000 Mark Ersparnisse nach Hause geschickt worden, während 200000 Mark aus der Heimat bei der Truppe eintrafen. Das macht einen Überschuß von 1500000 Mark, die ins Land zurückgeflossen sind. Viel Elend und Not wird damit verhütet.

Eine vernünftige Abwechslung des Dienstes zwischen Marsch, Exerzierarbeit und Pionierarbeit tut ein übriges, um die Truppe bei guter Gesundheit und Stimmung zu erhalten. Der Oberst eines Regiments teilte uns mit, daß seine zur Pionierarbeit verwendeten Mannschaften von ihren Quartieren bis zu den Befestigungsstellungen und zurück einen regelmäßigen Tagesmarsch von zwanzig Kilometern hin und her zurückzulegen haben. So bleiben die Leute trotz Schützengraben und Stellungskrieg marschtüchtig und beweglich.

In einem Maße, wie man es im Felde nicht für möglich halten sollte, wird für Badegelegenheit gesorgt. Der Stabsarzt im Hauptquartier dieses Heeresabschnittes arbeitet mit wahrer Begeisterung und unermüdlicher Tatkraft für die Errichtung von Truppenbädern. In jedem Dorfe, womöglich in jedem Kompanierevier wird ein kleines Soldatenbad errichtet. Große Waschuber werden als Badewannen verwendet. Das Material und die fachkundigen Leute zur Herstellung einer Wasserleitung und Heizungsanlage finden sich überall. In einem sauberen französischen Städtchen, wo ein größerer Truppenteil untergebracht ist, ist in einer zurzeit nicht betriebenen Bierbrauerei ein umfangreiches Soldatenbad errichtet. Nicht weniger als zweiunddreißig Mann können hier gleichzeitig ein Brausebad nehmen, die großen Maischbottiche dienen für Vollbäder. Der erfindungsreiche balneologische Stabsarzt schwärmt sogar für die Errichtung eines Schwimmbades

und versicherte mir, daß er in wenigen Tagen ein solches eröffnen werde. Vorläufig hat er so viele Wannenbäder errichtet, daß jeder Mann des gesamten Heereskörpers mindestens alle vierzehn Tage sein Vollbad nehmen kann. Auch für Schwitzbäder ist gesorgt. Bei einem so hohen Stand der Körperkultur und der Gesundheitspflege wird es verständlich, daß trotz der elenden Witterung der letzten Wochen, trotz Vorpostendienst und anstrengenden Pionierarbeiten im nassen Lehmboden der Gesundheitszustand der Truppe geradezu ausgezeichnet ist, besser sogar als in der Garnison. Tatsächlich bleibt der Krankenstand hinter dem des Garnisondienstes zurück. Die deutsche Militär-sanität darf mit Fug und Recht die Anerkennung beanspruchen, daß sie, nicht nur durch ihre aufopfernde Hingebung in der Verwundeten- und Krankenpflege, auf den Verbandplätzen und in den Kriegslazaretten, sondern auch durch ihre Krankheiten vorbeugende Fürsorge und ihre rege Tätigkeit an der Front zu den Erfolgen des deutschen Heeres nicht unwesentlich beigetragen hat.

Die Abstinenz findet im Felde keinen guten Boden und wird von den Militärärzten, soviel mir bekannt geworden, eher verpönt als empfohlen. Zweckmäßigerweise war während der Zeit der Mobilmachung die Verabreichung geistiger Getränke auf den Bahnhöfen streng verboten. Im Felde dagegen, zumal zur Winterzeit und ganz besonders im Stellungskriege wird ein mäßiger Alkoholgenuß von den Militärärzten als gesund-

heitfördernd empfohlen, und mancher vorher abstinente Arzt soll seit dem Beginn des Feldzuges für sich selbst und für die ihm anvertraute Truppe der Abstinenz Valet gesagt haben.

Dem vorzüglichen Gesundheitszustand der Truppe entspricht auch ihre Gemütsstimmung und geistige Verfassung. Man sieht keine verdrossenen Gesichter. Der frische fröhliche soldatische Geist, die gute Kameradschaft, das anständige Betragen und die gute Haltung der deutschen Soldaten im Felde müssen jedem aufmerksamen Beobachter angenehm in die Augen fallen. Felsenfest ist die Zuversicht und der Glaube an den Sieg beim letzten Manne. Eine von solchem Geiste beseelte Truppe ist unter der Führung eines so fähigen und pflichtbewußten Offizierskorps, wie es das deutsche ist, den größten Aufgaben gewachsen, und so ist das stolze Wort jenes Regimentskommandanten, daß er in diesen vorbereiteten Stellungen einer vierfachen Übermacht Stand zu halten vermöge, kein leerer Schall.

Die drei Tage, die ich im Stabsquartier und in den Stellungen des vom General v. T. befehligten Heereskörpers im Gebiet der Ausläufer der französischen Vogesen verbracht habe, haben mich einen genauen Einblick tun lassen in die Mittel und Wege, deren sich die neueste Kriegsführung für den Stellungskrieg bedient, und im Verkehr mit diesem Offizierskreise hat sich meine Achtung vor der soldatischen Tüchtigkeit, dem hohen Bildungsstand, der ernstesten Pflichtauffassung, der glühenden Vaterlandsliebe und der liebenswürdigen

Kameradschaft des deutschen Offizierskorps ver-
stärkt und vertieft. Mit Liebe und Verehrung
blicken die Offiziere dieses Stabes vom Leutnant
bis zum Stabsoffizier zu ihren General empor,
der ihnen das Beispiel zäher Ausdauer gibt. In
der niedrigen, mit Grün geschmückten Stube des
mehr als einfachen Dorfwirtshauses, das diesem
Stabe als Offizierskasino dient, herrscht der Ton
echt vornehmer Gesinnung, gepaart mit einem
ungezwungenen soldatischen Frohsinn, der den
fremden Gast bald heimisch werden und sein Herz
wärmer schlagen ließ.

Kämpfe im Oberelsaß

I

Bei Sennheim

Der Frührotschein leuchtete sturmkündend vom
Schwarzwald herüber, als ich heute in der
Morgendämmerung von Straßburg südwärts fuhr,
Mülhausen zu. Ein breites, brennend rotes Band
umsäumte die dunkeln langgezogenen Höhen im
Osten. Blutrot stieg die Sonne über dem Rhein-
tale auf. Im Westen erblickte das Auge bald da
bald dort eine verschneite Nordflanke der Hoch-
vogesen. Meine Fahrt galt dem Gebiete der in
der letzten Zeit viel genannten Kämpfe im Ober-
elsaß um die Stellungen bei Steinbach, Sennheim
und Uffholz, am Ausgange des Wesserlingertales.

Von Mülhausen geht es im Kraftwagen weiter
in einem großen Umwege, der im spitzen Winkel

hinter der Zone des französischen Artilleriefernfeuers herumführt, nach dem ansehnlichen Dorfe Wittelsheim. Der gerade nächste Weg dahin muß, weil der Sicht und Beschießung aus den französischen Artilleriestellungen bei Alt-Thann ausgesetzt, vermieden werden. Während der Hinfahrt steht an einer Kreuzstraße ein in Reserve zurückgehaltenes deutsches Bataillon zur Besichtigung bereit, stramm stehen die Leute, in prächtiger sauberer Haltung, wie zur Parade. In Wittelsheim sind die Spuren der letzten Kämpfe unbeträchtlich. Zwar haben die Franzosen auch hierher wiederholt ihre Granatgrüße hereingeschickt, doch ohne bedeutenden Schaden anzurichten. Bloß einige Häuser sind beschädigt. Die von Wittelsheim in westlicher Richtung nach Sennheim und Thann führende Kunststraße ist auf ihrer ganzen Länge von den französischen Stellungen eingesehen und beherrscht und bietet ein so leicht zu fassendes Ziel, daß nicht nur die auf ihr vorgehenden Truppenkolonnen, sondern selbst kleinere Gruppen und einzelne Wagen unter Feuer genommen würden. Nur des Nachts darf die Straße mit Fuhrwerken ohne Licht befahren werden. Die fünf Kilometer lange Strecke wird daher zu Fuß zurückgelegt. Rechts und links der Straße ist das tiefliegende Gelände auf weite Strecken vom Hoch- und Grundwasser der angeschwollenen Thur überschwemmt, die bei Thann aus dem Wesserlinger Tale austritt.

Von dem sonst so freundlichen, jetzt verödeten Städtchen Sennheim aus lassen sich der Schau-

platz der jüngsten, in dieser Gegend durchgefochtenen Kämpfe und die jetzige Lage auf einem günstig gewählten Beobachtungsstande, woselbst mich der dort befehlige Stabsoffizier Oberstleutnant R. orientiert, gut überblicken. Seit dem Beginn des Feldzuges ist dieses Gebiet hart umstritten worden. Das ganze Wesserlinger Tal und den Talausgang bei Thann halten die Franzosen schon seit den Augusttagen besetzt, vorübergehend hatten sie auch Sennheim in ihrem Besitz, das ihnen indessen schon im September von den Deutschen entzogen wurde, die es seither dauernd halten.

In der Weihnachtswoche versuchten die Franzosen, gleichzeitig mit der allgemeinen, fast auf ihrer ganzen Kampffront einsetzenden Offensive, sich wieder in den Besitz von Sennheim und des einen Kilometer nördlich davon am Ausgange des Tälchens von Steinbach zwischen Weinbergen liegenden Dorfes Wffholz zu setzen. Die Deutschen ihrerseits waren entschlossen, den wichtigen Straßenknotenpunkt Sennheim, an dem die beiden über Thann ins Wesserlingertal und über Maßmünster ins Dollartal führenden Eisenbahnlinien sich verzweigen, zu halten und ein nochmaliges Herausreten französischer Kräfte in die Rheinebene abzuwehren. Es gelang zwar den Franzosen in der Weihnachtswoche, sich durch einen mit überlegenen Kräften ausgeführten Vorstoß in den Besitz des zwei Kilometer nordwestlich von Sennheim in einem Tälchen gebetteten rebenumfränzten Dorfes

Steinbach und der südlich davon liegenden vielgenannten Höhe 425 zu setzen, die Sennheim, den Talaustrag von Alt-Thann, das Ochsenfeld, d. h. die südlich der Thur bei Sennheim sich ausbreitende große Talebene und das ganze darauf sich verzweigende Straßen- und Eisenbahnnetz beherrscht. Der unter dem Namen Höhe 425 bekannt gewordene Hügelzug ist etwa zweieinhalb Kilometer lang, verläuft in westöstlicher Richtung und erhebt sich etwa hundertundzwanzig Meter hoch über der Talsohle. Nach Süden fällt er in einem offenen, mit Reben bebauten ziemlich steilen Hange an die dem Talrande folgende Straße Sennheim-Alt-Thann, nach Norden in das Tälchen von Sennheim ab und verläuft nach Osten in einer schmalen Nase, die in den durch die Straßengabelung Sennheim-Steinbach und Sennheim-Thann gebildeten Winkel hineinragt. Der nach Westen in eine kleine Schlucht abfallende Hang ist bewaldet und bot den Franzosen gedeckte Aufstellung ihrer Reserven und gedeckte Annäherung gegen die Höhe. Überhaupt hatten die Franzosen alle Vorteile des Geländes für sich: nach allen Seiten überhöhende, beherrschende, teilweise flankierende und weite Schußfelder bietende Stellungen für Infanterie und Artillerie auf den Terrassen und Abhängen der Ausläufer des großen Belchens.

Der Besitz der Sperrstellung zwischen Sennheim, Steinbach und Alt-Thann ist von entscheidender Bedeutung für die Behauptung der von ihr beherrschten breiten Talebene und der Zu-

gänge zu Mühlhausen. Ein weiteres Vordringen stärkerer französischer Kräfte ins Oberelsaß mußte deutscherseits aus politischen und militärischen Gründen verhindert werden. Die damals dort schwachen deutschen Streitkräfte setzten daher den angreifenden Franzosen bei Sennheim, Uffholz und Steinbach einen zähen Widerstand entgegen, und so kam es in dieser Gegend in der Weihnachtswoche und den ersten Tagen des neuen Jahres zu wiederholten hin- und hertwogenden Kämpfen, bei denen die Artillerie das große Wort führte. Dabei wurde das schöne Dorf Steinbach vollständig zerstört und bildet heute einen einzigen Trümmerhaufen. Ein betäubendes Bild der Kriegswut. Auch Uffholz und Sennheim sind hart mitgenommen, und in Alt-Thann, das in französischem Besitz ist, wird es nicht viel besser stehen. Die in der Zone des Artilleriefeuers liegenden Ortschaften sind zwangsweise geräumt worden, die Einwohner wurden nach Mühlhausen oder hinter den Rhein ins Badische geschafft. Herzergreifende Szenen spielten sich ab, wenn sich die Leute von Haus und Hof trennen mußten, mit der Borausicht, bei ihrer Rückkehr ihr Heim in Schutt und Asche zu finden. Und doch war die Maßregel notwendig und eine Wohlthat für die Bevölkerung, deren Verbleiben zahlreiche Opfer gekostet hätte. Ein beklemmendes, unsäglich drückendes Gefühl beschleicht den unbeteiligten Zuschauer, der die menschenleeren Gassen der ausgeräumten Städtchen und Dörfer durchschreitet.

Die Ställe stehen leer, die Häuser sind verödet, nur feldgraue Gestalten tauchen da und dort in den Straßen auf.

Am 7. Januar gingen die Deutschen mit verstärkten und frischen Kräften zum Angriff über, um die Höhe 425 wieder zu gewinnen, die ihnen in der Weihnachtswoche verloren gegangen war. Unter dem Schutze der Nacht wurden die Truppen bereit gestellt und bei Tagesanbruch der Kampf eröffnet. Es gelang ihnen, sich nach stundenlangem Ringen auf dem östlichen Teil des Höhenkammes festzusetzen und die Franzosen bis auf die Höhe zurückzudrängen. Der deutsche Angriff wurde wirksam von der Artillerie unterstützt, die aus verschiedenen geschickt gewählten Batteriestellungen aus der Ebene die überhöhenden französischen Stellungen beschuß. In einem wütenden Gegenangriff versuchten die Franzosen die Deutschen wieder aus dem gewonnenen Abschnitt hinauszuerwerfen, wurden aber mit beträchtlichen Verlusten zurückgewiesen. Die Deutschen schätzen die Zahl der gefallenen Franzosen auf annähernd fünfhundert. Hundertundfünfzig Unverwundete fielen als Gefangene in ihre Hände. Mit gewohntem Glan und Ungeßüm hatten die Franzosen den Angriff eröffnet. Die Deutschen zollen namentlich den französischen Alpenjägern, die hier mitgekämpft haben, das Lob gewandter und tapferer Haltung. Aber es fehlte die zähe Ausdauer, als der Erfolg dem Feuer des Angriffs nicht sogleich entsprach, eine Erscheinung, die von deutschen Frontoffizieren

auch in anderen Abschnitten festgestellt wird. Sehr günstig lautet im allgemeinen das Urtheil über die französischen Offiziere, über die ich aus dem Munde deutscher Offiziere oft genug Worte höchster Anerkennung und Achtung vernommen habe. Die Ausbildung der Truppe, ihre soldatische Haltung und Ausdauer sind verschieden. Die aus älteren Leuten bestehenden Territorialtruppen, die jetzt vielfach auch als Gefechtsstruppe in der Front verwendet werden, werden deutscherseits nicht besonders hoch eingeschätzt.

In Anbetracht der sehr schwer anzugreifenden beherrschenden französischen Stellungen muß die Wiedergewinnung des östlichen Theils der Höhe 425 als ein schöner taktischer Erfolg und als eine rühmliche Waffenthat bezeichnet werden. Um den Besitz der Höhe wird weitergekämpft. Über den Kamm hinüber ziehen sich durch die Nebberge vom Südfuße bis in das Thälchen von Steinbach hinunter und von da dem Berghange nach über Uffholz bis gegen Wattweiler die beiden Kampflinien, die sich auf einzelnen Strecken bis auf achtzig Meter gegenüber liegen. Hüben und drüben hat man sich eingegraben. Zwischen den Kämpfenden liegen heute noch die Leichname von über hundert Franzosen. Man versichert mir, daß einem Begehren um Waffenruhe zu ihrer Beerdigung deutscherseits ohne weiteres, ja sogar sehr gerne entsprochen würde. Ein Offizier erzählt mir, daß noch am sechsten Tage nach dem Gefecht vom 7. Januar ein französischer Verwundeter in einen deutschen

Schützengraben hereingeholt wurde. Immer rief er von Zeit zu Zeit: *Cherchez-moi! J'ai soif!* oder ähnliches. Immer wartete er vergeblich, daß seine Kameraden ihn holen würden. Von Mitleid ergriffen, wagten sich etliche deutsche Soldaten auf die Gefahr hin, von der französischen Schützenlinie beschossen zu werden, aus ihrem Graben heraus, hielten ein weißes Tuch hoch und brachten den Verwundeten, während die Franzosen das Feuer einstellten, in Sicherheit.

Schwierig gestalten sich für die Franzosen in diesem Gelände die rückwärtigen Verbindungen und damit die Verpflegungsverhältnisse. Das Wessertal bietet keine großen Hilfsquellen mehr, und der Transport der Lebensmittel über die Bogesenpässe erfordert einen starken Verbrauch an Kräften und Zeit. Insbesondere ist es mit der Verpflegung der kleineren detachierten Abteilungen im Gebirge schlimm bestellt. Aber auch die zwischen Thann und Sennheim stehenden französischen Truppenteile scheinen unter Verpflegungsmangel zu leiden. Wenigstens sahen die bei Sennheim gefangenen Franzosen abgemagert aus und klagten über Hunger.

Die Franzosen, die bei der Zerstörung von Steinbach, das jetzt von beiden Kampfparteien geräumt ist, wie auch im Gefechte vom 7. Januar eine ungeheure Zahl von Granaten und Schrapnells verfeuerten, scheinen in den folgenden Tagen an Munitionsmangel gelitten zu haben. Es trat eine längere Feuerpause ein, die vielleicht auch

zum Teil auf die Verpflegungsschwierigkeiten und die Erschöpfung der Truppe zurückzuführen ist. Gerade heute, während meines Aufenthaltes in Sennheim, haben sie zum ersten Male wieder eine lebhaftere Gefechtsstätigkeit entfaltet. Im Laufe des Nachmittags entspann sich ein recht lebhaftes Artilleriegefecht. Von den Höhen bei Alt-Thann kommen die Granaten herübergeflogen. Einer der deutschen Offiziere heißt mich aufhorchen. Ich vernehme zum erstenmal mit eigenen Ohren im Bereich eines Gefechts jenes eigentümliche, halb zischende, halb singende, langgezogene Getöse, das Sausen einer Granate. Von unserm Standorte aus haben wir freie Aussicht auf das nahe Uffholz hinüber, auf das ein Hagel von Granaten und Schrapnells niedersauft. Ein dumpfer Schall aus der Richtung von Alt-Thann kündigt jeweilen den Schuß an, dem folgt das Sausen des Geschosses, dann mit einem scharfen Knall der Einschlag der platzenden Granate: eine Staubwolke steigt turmhoch aus einem Gebäude hinter der Kirche auf, wirbelt sich empor und schwebt lange über dem Dorfe, zerstiebt endlich langsam im Westwinde. Es ist die Begleitmusik zu unserer Mahlzeit. Nach wenigen Minuten folgt wieder ein Schuß, begleitet von dem singenden Tone, gefolgt von dem scharfen Klang des Einschlags und einer Staubwolke, die sich diesmal vor der Kirche erhebt, auf deren Turm es anscheinend abgesehen ist. Das Kirchendach zeigt schon von einer früheren Beschießung her eine große Bresche.

Rascher folgen sich die dumpfen Schläge von Westen her und die Einschläge im Dorf. Dann und wann hören wir beim Einschlag statt des scharfen Knalls ein fast tonloses kurzes Puffen oder Surren — es sind Blindgänger, die sich im weichen, nassen Erdreich einer Wiese vergraben. So geht es fort, Schuß auf Schuß, in unregelmäßigen Zeiträumen. Eine Staubwolke nach der anderen erhebt sich und entflieht. Den Granaten folgen bald die Schrapnells. Hell heben sich die bläulichweißen Wölkchen der auf Zeitzündung explodierenden Geschosse ab, deren Sprengstücke sich als Garbe über das Dorf zerstreuen. Ich wage die bescheidene Frage, was eigentlich diese Beschießung bezwecke. Mit Achselzucken antwortet der Offizier: Weiter nichts, als uns zu beunruhigen. Die Franzosen halten es für möglich, daß Uffholz von unsern Truppen besetzt ist, und das genügt, um es zu beschießen.

Bald richtet sich das Feuer auch gegen die Schützengräben, und aus den Infanterielinien tönt lebhaftes Knattern herüber.

Wie ruhig alles bleibt! Kein Mensch regt sich auf. Ein Offizier geht ans Telephon, nimmt Meldungen ab, gibt Weisungen, Befehle, stellt Fragen: Wird Gefechtsstand Nr. . . . bei . . . beschossen? Erhält Schützengraben Nr. . . . Artilleriefeuer? Batterie Nr. . . . bei . . . soll französische Stellung bei . . . beschießen. Waldstück Höhe 425 ist unter Feuer zu nehmen. Dort

wurden nämlich von einem Beobachtungsstande verdächtige Bewegungen gemeldet, die darauf schließen lassen, daß versucht werde, dort eine französische Batterie in Stellung zu bringen. Ruhig, an Hand der Karte und der fortwährend am Fernsprecher einlaufenden Meldungen, wird das Gefecht geleitet.

Die deutschen wie die französischen Batterien sind gedeckt, unsichtbar. Aus einer Mulde hinter einer Waldterrasse am Berge nordwestlich Uffholz steigen schwache Räuchlein auf, es sind Kochstellen der Franzosen. Sie erhalten ihr Teil an dem Eisenhagel zugemessen.

Das französische Artilleriefeuer ist inzwischen von den deutschen Batterien kräftig erwidert worden. Ihre Geschosse fliegen über Sennheim hinweg. Passen Sie auf, jetzt werden die Franzosen bald auch ihr Feuer auf Sennheim richten, sagt der Offizier zu mir. Richtig! Nach einiger Zeit schlagen die Granaten im westlichen Stadtteile von Sennheim, der schon stark gelitten hat, ein. Wäre der Standort des Beobachtungspostens, von dem aus wir dem Kampfe folgen, den Franzosen bekannt, so würde unser Mahl, das wir im Donner der Kanonen einnehmen, etwas scharf gewürzt, doch wir haben Dufel und bleiben unbehelligt. Der Kanonendonner verstärkt sich. Dem Einzelfeuer folgen ganze Lagen, Batteriesalven, hüben und drüben. Im westlichen Stadtteil von Sennheim ist ein großes Gebäude durch das französische Feuer in Brand geschossen worden.

Eine schwarze Rauchwolke steigt zum Himmel empor. Am Fernsprecher wird gemeldet, daß zwei Mann durch Granatsplitter verwundet sind.

Die Abenddämmerung ist mittlerweile eingebrochen. Heute abend ist Ablösung der Vorposten und der Besatzung der Schützengräben. Dabei hat der Berichterstatter nichts zu schaffen. Die Vorbereitungen dazu werden nach Einbruch der Dunkelheit alle Offiziere in Anspruch nehmen. Die Zeit ist gekommen, mich zu verabschieden. Aus dem brennenden Gebäude steigt jetzt eine mächtige Feuersäule empor, die meinen Rückweg nach Wittelsheim beleuchtet. Das Geschützfeuer wird mit zunehmender Dunkelheit schwächer und schwächer und verstummt endlich ganz, als ich in Wittelsheim anlange, wo ich erfahre, daß einige französische Granaten auch dort hinüber geflogen sind. Im Kraftwagen fahre ich nach Mülhausen zurück. In der stockdunkeln Nacht begegnen mir lange Wagenkolonnen und Kompanien, die auf dem Marsch in die vordere Linie sind. In lautloser Stille bewegen sich die düsteren Kolonnen der Feldgrauen durch das Dunkel der stürmischen Nacht.

Im sturmkündenden Morgenrot war der Tag aufgegangen, im Feuerrot des Kriegsbrandes und im Sturmwinde geht er zur Neige.

II

Bei Ober-Burnhaupt

Ein Sturm von seltener Heftigkeit hatte in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar getobt,

in Strömen war der Regen geflossen. Und immer noch heulte bei Tagesanbruch der Wind und peitschte die Regenschauer an die Wände des Kraftwagens, der mich auf das Gefechtsfeld von Ober-Burnhaupt führte, wo am 7. Januar ein mit stark überlegenen Kräften angelegter und kraftvoll begonnener Vorstoß der Franzosen von den Deutschen zum Stehen gebracht und am 8. Januar nach Heranziehung von Verstärkungen im Gegenangriff wuchtig abgeschlagen worden ist.

Die Fahrt ging über Dornach, Niedermorschweiler und Heimsbrunn, Kampfgebiet des Franzoseneinfalls in den Augusttagen letzten Jahres. In Dornach, dessen Westfront damals von den Franzosen in Trümmer geschossen wurde, sind schon manche Spuren der Verwüstung wieder ausgebessert. Die Massengräber, die ich hier Ende September besucht habe, sind wohlgepflegt und reich geschmückt mit Kränzen. Vorüber. Nieder-Morschweiler und Heimsbrunn sind angefüllt mit deutschen Truppen. Die Leute sind über und über vom Kot bespritzt, das Feldgrau verschwindet im Gelb des schmutzigen Lettebodens. In der wasserreichen, von vielen kleinen Bächen durchschnittenen Gegend zwischen Heimsbrunn und Nieder-Burnhaupt ist die Straße Streckenweise unter Wasser gesetzt. Hoch spritzt der Gischt am durchfahrenden Kraftwagen auf. Weithin glänzen die Wasserflächen der über die Ufer getretenen Doller, die Wiesen und Acker unter Wasser gesetzt hat.

Von Nieder-Burnhaupt an begleitet mich ein Bataillonskommandeur, Major M., der das Gefecht vom 7./8. Januar geleitet hat, auf das Gefechtsfeld. Die Straße von Nieder- nach Ober-Burnhaupt liegt offen unter dem Feuer einer französischen Batteriestellung. Der Major befiehlt dem Fahrer, das Zeitmaß zu beschleunigen. In Ober-Burnhaupt steigen wir aus. Das Wetter hat sich aufgehellt und gestattet die Übersicht über das Gefechtsfeld und die gegenwärtige Lage. Die Vogesen glänzen im Neuschnee. Vorsichtig die offenen, von den Franzosen eingesehenen Stellen vermeidend, führt mich der Major auf eine mit Schützengräben gekrönte Anhöhe bei Ober-Burnhaupt, wo ein schöner Überblick sich bietet. Rechts gegen Norden liegt an der Doller das Gehöft Eybrücke, noch weiter nördlich gegen Sennheim zu Nieder-Asbach, das in deutschem Besitz ist, während die Franzosen Ober-Asbach besetzt halten. Vor dem Abschnitt Eybrücke-Ober-Burnhaupt liegt gegen Westen ein ausgedehnter Forst, der Eichwald, gegenüber Nieder-Burnhaupt ein anderes Gehölz, der Buchwald. In und hinter diesen Waldungen liegen in Gewenheim, Nieder-Sulzbach, Gildweiler die Franzosen, deren vor die Waldungen vorgeschobene Schützengräben deutlich erkennbar sind. Gegenüber Eybrücke tritt die französische Vorpostenstellung beim Bahnhof Burnhaupt, der an einer vorspringenden Waldecke am Anie der hier scharf nach Westen umbiegenden Bahnlinie Sennheim-Maszmünster liegt, besonders nahe an die deutsche Linie heran.

Die in der deutschen Stellung liegenden Dörfer Ober- und Nieder-Burnhaupt sind, gleich wie Nieder-Asbach, Sennheim und Uffholz nach Weihnachten, als die Franzosen damit begannen, täglich ihr Artilleriefeuer auf sie zu richten, ausgeräumt worden. In Nieder-Burnhaupt waren die Bewohner während einer besonders heftigen Beschießung in einen großen Keller geflohen. Als ganz in der Nähe eine Granate einschlug, stürzten achtzig Kinder auf die Straße und liefen in wahnsinniger Angst im Dorfe herum, bis ein Offizier sie antwies, nach Heimsbrunn zu fliehen. Sie folgten dem Rat, und wie durch ein Wunder kamen sie alle heil davon. Daraufhin erfolgte dann die Wegschaffung der Einwohner, die ihre Wohnstätten unter heftigen Ausbrüchen des Abschiedschmerzes verließen. Auch das Vieh wurde weggeschafft, nur zwei Milchkühe wurden zurückbehalten und werden jetzt von den deutschen Soldaten gefüttert und gemolken. Auch ein Hühnerhof ist noch bevölkert, dessen Insassen jetzt anfangen, Eier zu liefern. Hinter den Fenstern einzelner Häuser leuchten rote, jetzt von deutschen Soldaten gepflegte Geranien. Der westliche Dorfteil von Ober-Burnhaupt ist stark mitgenommen. Die Kirche samt dem Turme wurde von den Franzosen in Trümmer geschossen.

Das nächtliche Ortsgefecht von Ober-Burnhaupt hat folgenden Verlauf genommen. Am 7. Januar vormittags eröffneten die Franzosen aus ihren gut versteckten Batteriestellungen hinter

den Wäldern ein sehr lebhaftes Feuer gegen Ober-Burnhaupt, das sie den ganzen Tag über fortsetzten. Bei Einbruch der Nacht wurde das Feuer besonders heftig, namentlich der westliche Teil von Ober-Burnhaupt und die davorliegenden Schützengräben wurden unter Feuer genommen. Die französische Artillerie verfuhr in diesem Kampfe in sehr geschickter Weise. Die Batterien waren zugweise, mit je zwei Geschützen, auseinander gezogen. Öfters wurde das Feuer in einer Stellung unterbrochen und von einer anderen aufgenommen, so daß das Einschießen der deutschen Artillerie sehr erschwert wurde. Im Laufe des Nachmittags gingen mehrere französische Kompanien von den Sulzbacher Höhen gegen und durch den Eichwald vor und besetzten die Vorstellung. Besonders stark wurde der Bahnhof Burnhaupt gegenüber Eyrbrücke besetzt. In den Schützengräben vor Ober-Burnhaupt lag zu der Zeit eine einzige deutsche Kompanie. Gegen Abend, bei Einbruch der Dunkelheit, rückten die Franzosen mit starken Kräften gegen Ober-Burnhaupt vor und drückten die deutsche Stellung in der Mitte ein. Es herrschte ein orkanartiger Sturm, und ein heftiger Platzregen ging nieder, so daß es den Franzosen möglich war, zwei deutsche Schützengräben zu nehmen, bevor die Horchposten das Vorrücken gemeldet hatten. Ihre Besatzung wurde zum Teil gefangen oder erschossen. Nur ein Unteroffizier mit zwölf Mann blieb zurück und schloß sich in einem Unterstand

ein. Im späteren Verlaufe des Gefechts suchte ein Trupp sich zurückziehender Franzosen in diesem Graben Schutz vor dem Feuer eines deutschen Maschinengeschützes und wurde von der zurückgebliebenen deutschen Gruppe gefangen genommen.

Die Franzosen waren in den westlichen Dorfteil von Ober-Burnhaupt bis zu der Häusergruppe an der Kirche vorgeedrungen und hatten sich dort in die Häuser eingeknistet. Sie zeigten hier wiederum ihre bekannte Geschicklichkeit im Ortskampfe. An den Schießcharten, die sie durch Aufheben von Ziegeln und Bohren kleiner Löcher in die Mauern der Häuser schufen, ist noch jetzt ersichtlich, wie gut sie sich einzurichten wußten.

Die schwachen deutschen Abteilungen, welche rechts und links von der eingedrückten Front in Schützengräben lagen, hatten noch standgehalten. Abends sieben Uhr trafen zwei deutsche Kompanien als Verstärkung in Ober-Burnhaupt ein, besetzten nach den Weisungen des Bataillonskommandeurs die Hofeingänge der Häuser an der Hauptstraße und wiesen einen dreimaligen Versuch der Franzosen, weiter in das Dorf vorzudringen, durch Feuer zurück. Gegen zehn Uhr kamen aus Nieder-Burnhaupt zwei weitere Kompanien nebst einer kleinen Abteilung Pioniere an, die, unterstützt vom Infanteriefeuer, mit Wurfgranaten gegen die von den Franzosen besetzten Häuser vorgingen. Zugleich wurde eine Infanterieabteilung nördlich umfassend um das

Dorf herum vorgeschickt. Es entspann sich nun ein erbitterter Ortskampf, in dem Haus für Haus mit Granaten und Gewehrfeuer beschossen und schließlich mit dem Bajonett gestürmt wurde. Eine Barrikade, welche die Franzosen über die Straße errichtet hatten, wurde gleichfalls gestürmt. Bei der Durchsuchung der besetzten Häuser wurden viele Gefangene gemacht.

Noch aber war das Dorf nicht gesäubert. Da der Vorrat an Handgranaten bald verbraucht war, ein bloßer Infanterieangriff mit den schwachen Kräften aber zu verlustreich gewesen wäre, so wurde zunächst das Eintreffen neuer Verstärkungen aus Nieder-Burnhaupt und eines neuen Vorrates an Handgranaten abgewartet. Als diese Nachschübe um viereinviertel Uhr morgens eintrafen, wurde die nördlich des Dorfes vorgesandte Umgehungsabteilung verstärkt, mit dem Auftrag, dem Feinde den Rückzug zu verlegen. Der Ortskampf dauerte die ganze Nacht weiter. Verschiedene Versuche, die Franzosen aus dem Dorfe hinauszumerfen, mißlangen zunächst, da die Franzosen die Angreifer mit einem wütenden Feuer aus den Häusern überschütteten. Als der Tag anbrach, war der westlich der Kirche vorspringende Dorfteil immer noch in den Händen der Franzosen. Nun wurde auch eine Kompanie dem südlichen Dorfrande entlang eingesetzt, und der nördliche Angriffsflügel in der Richtung Bahnhof-Burnhaupt abermals verlängert und verstärkt. Langsam wurde Boden gewonnen. Der Angriff auf den westlich

vorspringenden Dorfteil wurde mit frischen Truppen wieder aufgenommen. Jedes einzelne Haus mußte gestürmt werden, in allen Häusern wurden Gefangene gemacht.

Als der Tag heller wurde, setzten die Franzosen neue überlegene Kräfte in den Kampf ein und suchten den Deutschen das wiedergewonnene Dorf neuerdings zu entreißen. Von acht Uhr an gingen dichte Abteilungen aus dem Eichwald in Abständen von hundert zu hundert Metern gegen das Dorf vor. Sie wurden von einer deutschen Batterie unter Feuer genommen und wichen zum Teil zurück. Der Rest wurde zum Stehen gebracht. Um zehn Uhr rückte ein französisches Bataillon vom Bahnhof Burnhaupt gegen den Abschnitt Exbrücke-Ober-Burnhaupt vor. Es wurde von der erwähnten deutschen Batterie unter Feuer genommen und flutete in Unordnung in den Eichwald zurück. Weitere Kolonnen, die gleichzeitig aus der Südostecke des Eichwaldes vorbrachen, wurden durch das Feuer einer anderen Batterie und durch das wohlgezielte, ruhige Infanteriefeuer der Deutschen zurückgetrieben. Ober-Burnhaupt wurde von den Deutschen behauptet.

Den ganzen Tag über wurde noch weiter gekämpft. Erst gegen Mittag gelang es den Deutschen, den Nordweststrand des Dorfes vollständig vom Feinde zu säubern. Reservekompanien wurden als Rückhalt für den Fall eines Rückschlages vorgezogen und in der Nähe bereit gestellt. Beim Rückzug aus dem Dorfe und aus

den von ihnen besetzten deutschen Schützengräben erlitten die Franzosen, die in dichten Haufen zurückfluteten, große Verluste. Ein deutsches Maschinengewehr trat hier flankierend ins Gefecht ein.

Noch einmal versuchten die Franzosen die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen, von fünf-einviertel Uhr abends an nahmen sie die von den Deutschen wieder besetzten Schützengräben am westlichen Dorfrande und das Dorf selbst unter ein heftiges Artilleriefeuer. Mehrere Häuser gingen in Flammen auf. Gegen sieben Uhr abends erfolgte der letzte Versuch, wieder in den Besitz der deutschen Schützengräben zu gelangen, aber die Stoßkraft der Franzosen war erlahmt, der Angriff wurde mühelos unter starken Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Mit Unterbrechungen dauerte das Infanteriefeuer noch die ganze folgende Nacht an. Am Morgen des 9. Januar war bei Anbruch der Tageshelle kein Feind mehr vor der deutschen Front zu sehen. Das Vorfeld war mit Toten und Verwundeten bedeckt. Die französischen Verluste werden auf neunhundert bis tausend Mann berechnet, dreihundertundfünfzig Mann, darunter zwei Hauptleute, wurden gefangen, ein Maschinengewehr erbeutet. Die Gefangenen gehören vier verschiedenen Regimentern an. Die Verluste der Deutschen an Toten, Verwundeten und Vermissten betragen rund einhundertundfünfzig Mann. Gefallen sind deutscherseits vier Offiziere, darunter ein Hauptmann, und dreiunddreißig Mann.

Das Gefecht von Ober-Burnhaupt vom 7. und 8. Januar ist ein typisches Beispiel eines Orts- und Nachtgefehctes mit allen seinen Überraschungen, Zufälligkeiten und Zwischenfällen, die hier nicht in allen Einzelheiten verfolgt werden konnten. Daß die Gefechtsleitung bei der oberen Führung Anerkennung gefunden hat, wurde dadurch kundgemacht, daß als Lösungswort für den folgenden Tag der Name des Majors M. ausgegeben wurde.

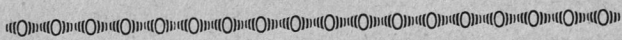
Begleitet von einigen Offizieren besuchte ich nach der Begehung des Gefechtsfeldes noch die St. Theodorskapelle in Nieder-Burnhaupt, einen vielbesuchten Wallfahrtsort. Sie ist von den Franzosen während ihres Einfalles als Unterkunft benützt worden und befindet sich jetzt in recht verwahrlostem Zustande. Die Kirchenstühle sind herausgeschafft und entweder als Brennmaterial oder zu anderen militärischen Zwecken verwendet worden. Über dem Buchwald ragt ein zererschossener Turm empor: der Kirchturm von Gildweiler, auf dem die Franzosen einen Beobachtungsposten errichtet hatten. Das Haus, in dem vorher der Ortskommandant Quartier und Telephonzentrale eingerichtet hatte, war von den Franzosen beschossen worden und zeigt eine mächtige Bresche von einer Granate. Vor verschiedenen Häusern sind die Soldaten damit beschäftigt, die Kellerlöcher mit Mist zuzudecken, um die Keller bei einer Beschießung als bombensichere Unterstände benützen zu können.

Im Laufe des heutigen Nachmittags haben die Franzosen zum ersten Male seit den Gefechten vom 7. und 8. Januar wieder ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen Ober-Burnhaupt und Exbrücke eröffnet. Ich genieße den Vorzug, es aus einem weite Rundsucht bietenden Beobachtungs- und Befehlsstand verfolgen zu dürfen. Die Stellung einer französischen Batterie in einer Mulde hinter dem Walde bei Nieder-Sulzbach ist an einer schwachen Rauchentwicklung deutlich erkennbar. Ober-Burnhaupt ist das Hauptziel der Beschießung, ein weißes Wölklein, von einem Schrapnellschuß herrührend, schwebt alle Augenblicke über dem Dorfe. Es ist erheblich weniger gemüthlich in dem Dorfe, als heute vormittag, wo ich sorglos mit dem Major das Dorf und seine Umgebung durchschlenderte und mir das Nacht- und Ortsgefecht schildern ließ. Die deutschen Batterien antworten den französischen. Im Beobachtungsstand erfahre ich, mit welcher peinlicher Vorsicht die Beobachter sich benehmen, um sich der feindlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Keine Hand, kein Gesicht darf sich der Luke nähern, zurückgebeugt in Halbdunkel streift der Beobachter mit seinem Feldstecher das Gesichtsfeld ab. Der Schimmer einer weißen Hand, eines Gesichts, das Glas eines Feldstechers könnte den Stand dem feindlichen Beobachter verraten. Denn sie beobachten ver-teufelt gut, sagte der Offizier warnend zu mir, als ich in harmloser Unvorsichtigkeit Hand und Gesicht und Feldstecher dem Ausguckloch zu sehr

näherte, um bequemer beobachten zu können. Flugs hätten wir eine Granate auf dem Kopf, wenn der Stand entdeckt wäre. Darum Vorsicht! So mahnt wiederholt und dringend der Beobachtungsoffizier. Beobachtungsstände erfreuen sich bei beiden Parteien einer ganz besonderen Vorliebe und Aufmerksamkeit der Batterien.

Am Fernsprecher des Beobachtungsstandes sitzt ein Unteroffizier und wiederholt dem Offizier die eingehenden Meldungen über die eigene Feuerwirkung, über Verluste, über vom Feinde unter Feuer genommene Punkte, über die eigenen Ziele, Meldungen, und Befehle und Anfragen gehen aus und ein, alles geht seinen Gang in vorbildlicher Ruhe unter dem Donner der Geschütze. Von Thann und Sennheim her ist während den Feuerpausen im Gefechtsabschnitt Ober-Burnhaupt heftiges Artillerief Feuer vernehmbar. Am Scherenfernrohr des Beobachtungsstandes meldet der Unteroffizier: Feuer in Alt-Thann. — Eine mächtige Rauchsäule steigt auf. Durch das Fernrohr kann ich deutlich das Feuer züngeln sehen.

Mit zunehmender Dämmerung nimmt das Geschützfeuer allmählich ab. Die einbrechende Nacht macht ihm ein Ende.



Bei der deutschen Schneeschuhtruppe

Sinten im Grunde eines kleinen Hochtales der Vogesen liegt, fernab vom Weltverkehr, rings von herrlichen Tannentwäldern umgeben, ein trau-

licher Weiler. Dem steilen Hange einer tiefeingeschnittenen Waldschlucht entlang führt in vielen Schlingen ein gutes Fahrsträßchen hinauf. In dem Dörfchen liegt eine deutsche Schneeschuhtruppe mit ihrem Kommando. Größere und kleinere Schneeschuhabteilungen sind jetzt, je nach Bedarf, auf alle Gebirgsabschnitte der deutschen Westfront verteilt. Kleinere Abteilungen von Schneeschuhläufern werden ablösungsweise auf die Vogesenkämme und darüber hinaus vorgeschoben, von wo sie als Aufklärungspatrouillen ins französische Operationsgebiet hinüberstreifen, oder wo sie zum Sicherungsdienst in den deutschen Stellungen verwendet werden. Die Haupttrupps sind, einige Kilometer hinter den Gefechtsstellungen, in Weilern und Gehöften untergebracht. Sie bilden gewissermaßen kleine vorgeschobene Garnisonen, die ihrer weiteren soldatischen und schneeschuhtechnischen Ausbildung obliegen, und in der Gefechtsfront zugleich als Bereitschafts- und Unterstützungstruppe der vorgeschobenen Aufklärungs- und Sicherungsabteilungen dienen.

In dieses abgelegene Hochtälchen bin ich heute mit Generalleutnant . . . und den Offizieren seines Stabes hinaufgefahren. Der Kommandeur will den Ausbildungsstand der im erwähnten Weiler untergebrachten Schneeschuhabteilung besichtigen, und Ihr Berichterstatter hat den seltenen Vorzug, ihn auf seiner Fahrt begleiten zu dürfen. Bei hellem Sonnenschein geht es durch

das verschneite enge Waldtal. Tief hängen die Äste der hochstämmigen Fichten unter der Last der Schneedecke, auf der die Sonnenstrahlen ihr glitzerndes Spiel treiben. Wo das Sträßchen der Schattenseite entlang führt, umfängt uns das feierliche Düstter des Tannentwaldes. Jetzt weitet sich das Tal. Wir treten aus dem Wald hinaus, und vor uns liegt im hellen Sonnenglanz ein breiter Grund, in dem der Weiler hingebettet ist. Ein Bataillonskommandeur, Major . . ., und zwei Kompanieführer melden sich beim General, der mich ihnen vorstellt. Nach wenigen Worten wird man vertraut: Major . . ., ein in der alpinistischen Forschung und Literatur wohlbewandelter und selbst schriftstellerisch tätiger Mann, gibt sich mir als Mitglied des Schweizerischen Alpenklubs zu erkennen, erkundigt sich, nachdem er vernommen, daß der Berichterstatter Berner ist, nach dem Befinden unseres schweizerischen Alpenforschers und Redakteurs des Jahrbuchs des Schweizerischen Alpenklubs, Herrn Dr. Dübi in Bern, an den er mir Grüße aufträgt, die ich auf diesem Wege übermittle. Hauptmann . . . hat ebenfalls rege Beziehungen zu der Schweiz und ihren alpinistischen Bestrebungen und fragt nach einem gewissen festfrohen Berner Professor, der die Vornamen des Übersetzers der Odyssee trägt und der ihm als Organisator skisportlicher Veranstaltungen bekannt ist. Wie klein doch diese Welt ist, überall in fremden Landen knüpft sich das Band persönlicher Beziehungen!

Die Truppenabteilung, deren heutige Übung der General besichtigen will, ist, wie die deutsche Schneeschuhtruppe überhaupt, eine während des Krieges geschaffene Neubildung. In den technischen Hilfsmitteln und in der Ausbildung besonderer Truppen für den Gebirgskrieg hatten die Franzosen vor den Deutschen einen Vorsprung. In den Alpenjäger-Bataillonen, die anerkanntermaßen zu den besten französischen Truppen gehören, besitzen sie eine für den Gebirgskrieg ausgebildete und ausgerüstete Truppe. Für einen Winterfeldzug im Gebirge hatten die Franzosen ebenfalls schon vor dem Kriege durch Ausbildung von militärischen Schneeschuhläufern vorgesorgt. In Deutschland war etwas Ähnliches beim Ausbruch des Krieges noch nicht geschaffen. Zwar haben die im Oberelsaß garnisonierenden Truppen des 15. Armeekorps in den letzten Jahren, besonders seitdem dieses Korps von General v. Deimling befehligt wird, öfter Übungen in den Vogesen abgehalten. Aber von der Bildung eigentlicher Gebirgstruppen war vor dem Kriege keine Rede. Dazu ist man geschritten, als der Winter nahte. Mit der den Deutschen eigenen Anpassungsfähigkeit und Gestaltungskraft hat es die deutsche Heeresverwaltung verstanden, in kurzer Zeit die erforderlichen Formationen neu zu schaffen und so auszubilden, daß sie im Gebirgskriege des Vogesen-Abschnittes Hervorragendes zu leisten vermögen. Davon hat mich der heutige Besuch bei einer deutschen Schneeschuhtruppe überzeugt.

Beim Beginne des Winters wurde mit der Organisation und Ausbildung der Schneeschuhtruppen begonnen. Sie wurden zumeist aus Kriegsfreiwilligen, die bereits des Schneeschuhfahrens kundig waren, rekrutiert. Ihre soldatische und militärtechnische Ausbildung erhielten sie in verschiedenen deutschen Garnisonen und sodann in den deutschen Mittel- und Hochgebirgsgegenden, die schon seit Anfang November verschneit waren, so daß Schneeschuhübungen in ihren Gebieten möglich waren. Als dann im Laufe des Januars der Winter auch im ganzen Gebiete der Bogesen seinen Einzug hielt, erfolgte der Abtransport der Schneeschuhtruppen und ihre Verwendung an der Front. Die Mannschaft macht einen vorzüglichen Eindruck. Unter den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften befinden sich die in der deutschen Sportwelt wohlbekanntesten, besten Schneeschuhläufer, darunter manche Akademiker süddeutscher Universitäten und technischer Hochschulen. Aber auch die Bevölkerung des Hochgebirges hat ihren Anteil dazu gestellt. So dient zum Beispiel der Christus des Oberammergauer Passionsspieles als Schneeschuhläufer einer Schneeschuhabteilung. Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß sämtliche Darsteller des Oberammergauer Passionsspieles an der deutschen Westfront stehen.

Zur Bewaffnung und Ausrüstung des deutschen Kriegsschneeschuhläufers gehören der Karabiner, die Schneeschuhe (so werden die Skiers durch=

weg genannt, zum Zeichen, daß die durch den Krieg mächtig angeregte deutsche Sprachreinigungsbe-
 wegung ihr Recht auch im Heere geltend macht), sodann Schneestöcke und Rucksack. Als Bindung wird ausschließlich die Bilgeri-Bindung verwendet, weil nach dem Urteil der Berufenen nur sie ein bequemes Kniend- und Liegend-schießen gestattet und den Übergang aus der Fahr- in die Schieß-
 stellung rascher und besser als irgend eine andere Bindung ermöglicht. Eine Anzahl Leute sind nebst den Schneeschuhen noch mit Schneereifen aus-
 gerüstet, die bei schwerer Belastung des Mannes und bei weichem, tiefem Schnee besser als die Schneeschuhe gegen das Einsinken schützen. Die Bekleidung der Schneeschuhläufer ist das Feld-
 grau des übrigen Feldheeres. Selbstverständlich ist die Schneeschuhtruppe so ausgebildet, daß sie mit abgelegten Schneeschuhen, als gewöhnliche Gebirgstruppe, verwendet werden kann. So
 findet man nun diese mitten im Kriege impro-
 visierte, trefflich geschulte, junge Winter- und Gebirgstruppe vom Südfuße der Hochvogesen bis an ihre nördlichen Ausläufer im lothringischen Grenzgebiet, tatenfreudig und unternehmungslustig. Eine hervorragende Neuschöpfung der deutschen Heeresverwaltung und Heeresleitung und ein glänzendes Zeugnis ihrer Fähigkeit, sich neuen Verhältnissen und neuen Bedürfnissen anzupassen und die dafür geeigneten Kriegsmittel zu schaffen.

☒ ☒ ☒

In schweren, von der Truppe selbst gezimmerten sechsspännigen Schlitten werden wir aus dem Weiler im Talgrunde zum Übungsfelde einer Schneeschuhkompanie hinaufgeführt. Zwei Reiter eröffnen als Bedeckung den Zug, auf den großen, starken Reitpferden sitzen als Lenker Soldaten. So geht es den Berg hinan bis an einen schönen weiten Schneehang, wo die Übung stattfindet. Auf einer ebenen Terrasse des Abhanges sind einige Unterkunftsräume erstellt. Zunächst besuchen wir eine Schneehütte, die Schutz für etwa acht Mann in sitzender oder zwei Mann in liegender Stellung bietet. Der Eingang ist mit Zelttuch verhängt. Die Schneewände sind mit Tannengrün verkleidet, die Schneebänke mit Schneeschuhen und Wolldecken, der Boden mit Brettern und Tannenreis belegt, in die Schneemauern sind kleine Nischen eingehauen, in denen Öllämpchen und Berglaternen stehen und den Raum beleuchten. Eine Notwohnung, die im Bedarfsfalle ihrem Zwecke als Schuhhütte durchaus entspricht.

Unweit davon ist ein schwedisches Zelt errichtet, auf dem — zu Ehren des Gastes aus dem neutralen Schweizerlande — heute ein Schweizerfähnchen gehißt ist. Lustig flattert das weiße Kreuz im roten Feld im Winde und leuchtet in die Schneelandschaft der Vogesen. Die liebenswürdige Aufmerksamkeit geht dem Schweizer zu Herzen.

Das Übungsfeld liegt geschützt an einer Waldhöhe, hinter der die Vogesenkämme emporragen. Dort, einige Kilometer vom Übungsfeld entfernt, stehen sich die deutschen und französischen Posten, Schützengräben und Batterien gegenüber. Während hier hinter der Front die Friedensübung abgehalten wird, donnern beständig die Geschütze der deutschen und französischen Feld- und Gebirgsbatterien, hin und wieder hört man auch das Gewehrgeknatter vorgeschobener Schneeschuhläuferpatrouillen oder einer Schützengrabenbesatzung. Die Übung beginnt mit dem Marsch eines Zuges in der Einerkolonne und eines anderen Zuges in der Zweierkolonne. Regel ist die Einerreihe. Nur ausnahmsweise unter besonderen taktischen und Geländebedingungen kann zur Verkürzung der Marschkolonne die Zweierreihe angewendet werden. Es folgen Übungen im Einzelfahren und Spurfahren. Der Ausbildung im Spurfahren wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Leute sollen sich dabei gewöhnen, in möglichst genauen Abständen von zehn bis fünfzehn Metern hintereinander in der gleichen Spur zu fahren. So kann der Offizier seine Abteilung in der Hand behalten, während sie im Einzelfahren nur zu leicht seinem Befehlsbereiche entgleitet. Nun bezieht der erste Zug eine Gefechtsstellung. Der Zugführer stellt eine kurze einfache Gefechtsaufgabe und befiehlt den Aufmarsch aus der Marschkolonne in die Stellung. Der Feind wird unten im Grund am Dorfrande angenommen, so daß

die Leute sich bergabwärts hinlegen müssen. Rasch werfen sie sich vornüber und bringen das Gewehr in Anschlag. Die Bilgeri-Bindung bewährt sich dabei ausgezeichnet. Der Zugführer gibt die Zielbezeichnung und befiehlt die Feuereröffnung. Jetzt schwärmt auch der zweite Zug weiter oben am Hang aus, so daß eine doppelte stockwerkmäßige Feuerstellung entsteht. Gefechtspatrouillen und Horchposten werden ausgeschildt. Eine neue Annahme wird gegeben: Der Feind steht oben am Hange und soll von unten angegriffen werden. Außerst beschwerlich und anstrengend ist das Kriechend-Vorrücken den Berg hinan mit den Schneeschuhen an den Füßen. So leicht beweglich eine Schneeschuhtruppe auf dem Marsche ist, so schwerfällig ist sie im Gefecht. Sie wird daher in der Regel wohl nur in kleineren Verbänden als Gefechts-truppe verwendet werden. Ihre taktische Einheit ist der Zug. Ihre Hauptaufgabe liegt im Aufklärungs- und Sicherungsdienst.

Zur Ausrüstung einer Schneeschuhkompanie gehört schließlich die uns vorgezeigte Verwundetentragbahre, die mittels Tragspangen sehr einfach und rasch aus zwei Schneeschuhen, zwei Schneestöcken und einem Zelttuch zusammengesetzt wird. Die Übung wurde beschloffen durch einige von den besten Fahrern ausgeführte Sprünge an der Sprungschanze, durch Telemark- und Christiania-Schwünge und durch die Vorführung eines zum Auffuchen von Verwundeten abgerichteten Kriegshundes. Zwei Mann wurden als

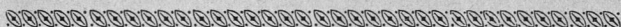
Berwundete im dichten Ginstergebüsch verborgen. Der Führer läßt den Hund von der Leine los und befiehlt: Revier! Apport! Such' den Kerl! Der Hund wittert die Spur, schnüffelt, bellt, steht stille, reckt den Kopf in die Höhe, rennt hin und her, wittert wieder und verschwindet dann im Gebüsch. Nach kurzer Zeit springt er in Säzen daher, trägt eine Soldatenmütze in der Schnauze und bringt sie seinem Meister. Der befiehlt: Geh hin! Sag wo! und läßt sich von dem Hunde zum Berwundeten hinführen. In gleicher Weise wird auch der zweite Berwundete aufgesucht, gefunden und geborgen. Der Führer und Abrichter des Kriegshundes ist — ein berühmter Wagnerfänger eines deutschen Hoftheaters. Beim Ausbruch des Krieges hatte sich der Bierzigjährige als Kriegsfreiwilliger gemeldet, war — vermutlich wegen Kurzsichtigkeit, der Mann ist Brillenträger — zurückgestellt worden und hat schließlich als Sanitäter und Kriegshundführer beim Schneeschuhbataillon Verwendung gefunden. Selbst dem Höchstgestellten ist heute keine Arbeit im Dienste des großen Ganzen zu gering.

Nachdem uns in dem mit der Schweizerflagge geschmückten Zelte ein wärmender Punsch gereicht worden war, traten wir hochbefriedigt von der Übung den Abstieg in das Bergdörfchen an, wo uns der gastfreundliche Bataillonskommandeur ein einfaches, aber vortreffliches Mahl bot, bei dem der frohgemut stimmende Moselwein nicht fehlte.

Die Tafelmusik aber spielten die Kanonen, die fortwährend am Bogesenkamm dröhnten.

Ich habe den Eindruck mitgenommen, daß die deutsche Schneeschuhtruppe einen Ausbildungsstand aufweist, der sie befähigt, die von ihr geforderte Arbeit im Winterkrieg in den Bogesen nach jeder Hinsicht vollwertig zu leisten.





Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort	1
Streifzug in den Sundgau	3
Auf den Schlachtfeldern von Mülhausen	11
Durch das deutsche Land	31
Am Rupt de Mad	43
In der Woewre	50
Sonntagsfrieden im Felde	62
Auf dem Schlachtfelde von Fillières	73
Im zerstörten Longwy	83
Schonung von Kunstschätzen im Kriege	95
Kriegsbilder aus der Grenzfestung	100
Bei den Österreichern und Ungarn im Westen	112
Bei den deutschen Vorposten	121
Die Gefechte um Flirey	133
Kriegsweihnachten an der deutschen Front	142
In deutschen Kriegslazaretten	173
Drei Tage in den deutschen Stellungen	184
Kämpfe im Oberelsaß	214
Bei der deutschen Schneeschuhtruppe	236

